

Über die Autorin:

Liane Sons wuchs in Oldenburg/Ostholstein auf. Mit dem Schreiben von Gedichten, die eine Tageszeitung veröffentlichte, verdiente sie ihr erstes Taschengeld. Nach dem Abitur studierte sie Rechtswissenschaften an der Ruhr-Universität Bochum und ließ sich als Rechtsanwältin nieder. Gemeinsam mit ihrem Ehemann wohnt sie seit Jahren in Witten-Herbede. Ihrer Leidenschaft für das Schreiben konnte sie in trockenen Schriftsätzen kaum frönen. Zunächst für ihre drei Söhne, dann mit ihnen begab sie sich daher in das Reich der Fantasie. Schlachten, die am Kaffeetisch entworfen werden, und Charaktere, an denen gemeinsam gefeilt wird, bereichern immer wieder das Familienleben.

Liane Sons

Das vierte Siegel

Roman



KNAUR*

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de
<https://www.facebook.com/KnaurFantasy/>

Ihre Meinung interessiert uns!
Bitte via Mail an lesermeinung@droemer-knaur.de



Deutsche Erstausgabe Januar 2017
Knaur Taschenbuch
© 2017 Liane Sons
© 2017 der deutschsprachigen Ausgabe Knaur Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Covergestaltung: Guter Punkt, München
Coverabbildung: Motive von Andrey Burmakin / Shutterstock
und Markus Gann / Shutterstock
Karte Innenteil: © Gerrit und Jan-Erik Behrendt
Satz: Wilhelm Vornehm, München
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-51898-4

Für Lennart, Jan-Erik und Gerrit

Prolog

Vor einer Zeit, die die Menschen eine Ewigkeit nennen

Mit vielem hatte er gerechnet, aber nicht damit, dass eine Ziege einmal wertvoller sein könnte als er. Er verdrängte den Gedanken rasch und setzte eine stolze Miene auf. Die Göttin würde ihn kaum erhören, wüsste sie, dass er ihr anbot, was er für das Entbehrlichste hielt, das er besaß: sein Leben.

»Nur noch ein Wunder könnte ihr helfen. Bereite dich auf das Schlimmste vor!«

Die Worte der alten Kräuterfrau summtten wie Sommerfliegen an ihm vorbei. Er war vielleicht nicht klug, doch er wusste, wie es um seine Frau stand. Zärtlich presste er ihre schmale Hand an die Lippen. Doch keine Wärme spürte er, nur die Schwere eines schlaffen Arms. Er hauchte ihr einen Kuss auf die nasse Wange und verließ die Hütte.

* * *

Klare Luft umfing ihn, und obwohl es später Abend war, schien die Sonne hell und klar. Denn es war der längste Tag des Jahres: der Göttertag.

Die Opferrituale waren längst beendet, und Menschen tanz-

ten singend um Freudenfeuer. Ausgelassen prosteten sie einander zu.

Er eilte über den Dorfplatz, vorbei an Bänken und geschmückten Tischen, Nachbarn und Bekannten, schüttelte eine Hand ab, die ihn in den Tanzkreis ziehen wollte, und hetzte den Hügel hinauf, auf dem der Altar der Schicksalsgöttin Haidar lag. Immer steiler ging es bergauf, doch er wurde immer schneller, denn Kinderlachen hallte in seinen Ohren. Er erreichte den Steinkreis. Es roch nach verbranntem Fleisch, hier und da zuckten noch kleine Feuer.

Er kniete nieder, bemerkte nicht, wie glimmende Asche sich durch den Stoff der Hose brannte, und hob sein Gesicht.

»Haidar, die Opferzeit ist vorüber, und ich habe dir nichts dargebracht, aber bitte höre mich dennoch an! Wir haben gerade erst den Hof bezogen, der halb verfallen ist und für den ich noch beim Landherrn diene. Dana hatte dir einen Kuchen gebacken, mit den saftigsten Beeren, und ich habe dir einen Hasen erlegt. Doch ...« Er rang nach Worten. »Verzeih, ich bin kein guter Redner und auch in Eile. Letzte Nacht setzten bei Dana die Wehen ein. Eine Mehrlingsgeburt sollte es werden, und es war noch viel zu früh. Ich musste der Kräuterfrau den Hasen als Lohn versprechen, und vom Kuchen hat sie auch gegessen, als es über den ganzen Tag ging. Nun aber ...« Erneut versagte ihm die Stimme. Als er sie wieder hob, klang sie heiser. »Es kommen keine Wehen mehr, und Dana ist längst zu schwach, um noch zu kämpfen. Sie wird sterben und mit ihr unsere ungeborenen Kinder. Ich flehe dich an: Erbarme dich unser! In deinem Namen habe ich einst geschworen, meine Familie zu schützen. Doch ohne deine Hilfe kann's mir nun nicht gelingen. Ich habe nichts von Wert, das ich dir geben könnte, und biete dir darum mein Leben an. Nimm mich und lass meine Kinder erleben, wie groß die Liebe und die Güte unserer Götter sind!«

Lange kniete er in der Asche. Ein letztes Flämmchen flackerte auf und erlosch. Er stemmte sich hoch wie ein gichtgeplagter Alter und machte sich auf den Heimweg. Es war wohl vermessen gewesen zu glauben, die Götter hätten Zeit, sich um sein Schicksal zu kümmern. Er spürte nicht die laue Luft, hörte nicht die trunkenen Gesänge, nahm das muntere Treiben nicht wahr. Gefangen in hoffnungsloser Leere setzte er einen Fuß vor den anderen. Er sah gerade die Hütte, als ein Schrei die Luft durchschnitt. Lautes Plärren ließ sein Herz rasen. Konnte es sein? Noch zwei lange Schritte ... Schreie ... Weinen ... die Tür flog auf.

»Rasch, Aaron, rasch! Du musst mir helfen. Die Kinder purzeln fast heraus.«

* * *

Bald würden die Hähne krähen. Dana lag in seinen Armen, bleich und hohlwangig, aber für ihn schöner als je zuvor.

»Bist du traurig, dass kein Junge dabei ist?«

Er strich über ihre Wange. »Du wolltest einen Jungen, ich wollte Mädchen ... aber gleich vier? Ich wusste immer, dass du etwas Besonderes bist. Ich danke dir und ich liebe dich über alles, aber länger kann ich jetzt nicht bleiben.«

»Geh nicht!«

»Hadere nicht mit dem Schicksal, sondern nimm das Leben unserer Kinder dankbar an. Denk immer daran: Wir wurden gerade überreich beschenkt. Leb wohl, Geliebte!«

»Ich will der Göttin danken, doch meine Liebe wird dich in den Tod begleiten.«

Ihre Blicke trafen sich so voller Sehnsucht, ihre Lippen hungrig wie beim ersten Kuss. Er erhob sich und wandte sich seinen schlafenden Töchtern zu, nahm sie auf den Arm, nannte sie beim Namen und küsste sie segnend auf die Stirn.

Die Kräuterfrau berührte seine Schulter und flüsterte: »Sie

sind alle gesund, aber wie sollen wir sie ernähren? Für vier wird die Muttermilch nie reichen.«

Ein klägliches Lächeln huschte über sein Gesicht. »Ich weiß, aber die Ziege, die Lohn für Zusatzarbeit in der Ernte war, gibt reichlich. Versorge sie gut und achte auf meine Familie, bis Dana sich erholt hat, weise Frau.«

Er ging zur Tür und sah sich nicht mehr um, aus Angst, dann doch noch ein gottloses Leben in Schande dem Tod vorzuziehen. Haltloses Schluchzen folgte ihm.

* * *

Die Luft war geschwängert von kaltem Rauch. Gewitterwolken türmten sich, Blitze zuckten, und Asche wirbelte über dem Steinkreis, während er sich erneut auf die Knie niederließ und den Blick zum Himmel hob.

»Verzeih, dass ich an deiner Güte zweifelte!« Schnell wollte er zur Tat schreiten, ehe ihn der letzte Mut verließ. Während er sich noch für die große Gunst bedankte, die ihnen erwiesen worden war, zog er den Jagddolch, setzte ihn an sein Herz, hörte von weit her eine Stimme und stieß zu.

Er hatte gehofft, gleich tot zu sein, war jetzt entsetzt, wie weh es tat, und fiel seitwärts in die längst erloschene Glut. Die Hände, die den Dolchgriff umschlangen, wurden kraftlos, nass und rot. Ein Bild Danas erschien vor seinen trüben Augen ... im Hochzeitskleid, mit einem Veilchenkranz im Haar. Ihr Lächeln gab ihm Trost in seinem Schmerz, der höllisch brannte. Doch ihr Gesicht nahm plötzlich fremde Züge an, und ihr braunes Haar wurde blond. Er wollte protestieren, doch sein Mund war voller Blut. Verzweifelt wünschte er sich die Erinnerung an seine Frau zurück.

Stattdessen drängte sich das unerwünschte Bild in sein

Gehirn, und volle Lippen sprachen: »Du warst mir lieb und wirst mir nun doch lästig. Ich sag dir auch, warum. Ihr Leben haben mir schon viele angeboten, sei's für Familie oder schnellen Sieg. Doch wenn geschah, worum sie baten, schoben sie's auf Zufall oder eigenes Können und brachten mir zur Versöhnung einen fetten Ochsen dar. Doch du hast den Lohn entrichtet und deine Dankbarkeit war nicht gespielt. Menschen wie dich gibt es nur wenige. Dein Schicksal sollte nicht sein, hier zu sterben, denn Menschen, die uns Göttern wohlgefällig leben, die segnen wir mit unserer Gnade gern. Doch selbst wir Götter haben Grenzen, gezogen von den anderen Göttlichen. Ich kann das Schicksal nur entscheiden, wenn noch die Möglichkeit zur Änderung besteht. Wie soll das gehen bei einer tödlichen Verwundung? Es gibt nichts, was dir noch helfen kann. Fast bist du schon in Gaias Hand, der sie dir reicht, um dich in die Sternenhalle zu geleiten. Ich war bereit, euch zu beschützen, und hatte anderes im Sinn. Ich bin die Schicksalsgöttin und kann die Zukunft richten. Soll ich nun sagen müssen: ›Ich wollte ja, ein kleiner Mensch jedoch kam mir zuvor‹ und Gaias Spott dafür ertragen? Niemals! Die Zukunft, die bestimme ich. Deswegen bleibt mir jetzt nur eins . . . und Mensch: Halte sie ja in Ehren!«

* * *

Er spürte Wasser auf den Lippen und leckte es dankbar ab. Tropfen prasselten auf ihn nieder. Er wandte das Gesicht, und Matsch drang ihm in den Mund. Das Leben nach dem Tod hatte er sich anders vorgestellt, nicht so kalt und nass und mit Katzenjammer.

Katzen? Donner grollte, und Hunde jaulten. Sein Herz raste, und seine Hände suchten seine Brust: kein Dolch und kein verkrustetes Blut. Er sah sich verwirrt um. Was war geschehen?

Der Stich ins Herz, ein Gesicht, eine Stimme ... er nestelte an seinem Hals, fühlte eine Kette und streifte sie ab. Es war kein Traum gewesen, denn das blau schimmernde, viergliedrige Geschmeide lag in seinen Händen und glitzerte auch ohne den Schein der Sonne ... Worte fielen ihm wieder ein. *Mensch, halte sie in Ehren! Nun ist sie dein, die Götterkette. In ihr vereinen sich Weisheit, Stärke, Liebe und Magie. Doch neben diesen Gaben verleiht sie Leben. Wenn du es willst, bis in Ewigkeit.*

So nahm das Schicksal durch die Laune einer Göttin einen anderen Lauf.

* * *

Der Bauer, der sich durch sein Überleben und das seiner Familie überreich beschenkt fühlte, gab die Kette zur sicheren Verwahrung seiner Frau.

Die schlug sie in ihre Hochzeitsspitzen ein und legte sie in das Kästchen, das sie als erstes Geschenk von ihrem Mann erhalten hatte. Auf den Gedanken, sie zu tragen, kam sie nie. Ihr Leben war einfach und hart, so edler Schmuck wollte nicht dazu passen. Auch die Aussicht auf ewiges Leben reizte sie nicht, wenn sie es ohne ihren Gatten verbringen sollte. Doch jeden Abend, ehe sie sich zur Ruhe legte, strich sie über das Holzkästchen, enthielt es doch das Symbol für Liebe und Güte.

* * *

So lag die wertvolle Göttergabe zwanzig Jahre in Spitzen verpackt, bis hin zum Tag der Totenfeier. Fünf Tage zuvor war Aaron am Fieber gestorben, seine Frau war ihm nur zwei Tage später gefolgt.

Weinend teilten die Töchter das Erbe unter sich auf. Lange betrachteten sie zum Schluss das schimmernde Geschmeide,

das ihre Mutter immer geheimnisvoll lächelnd die Götterkette genannt hatte. Andere Dinge hatten sie leicht aufteilen können, aber an diesem Schmuck fanden alle Gefallen. Die Erstgeborene fand eine Lösung und ließ aus den vier Gliedern der Kette Armbänder fertigen.

So wurde getrennt, was nie hätte getrennt werden dürfen, denn keine der Göttergaben war losgelöst von den anderen von echtem Wert und von Dauer.

* * *

Die Erstgeborene, Dala, besaß das Fragment der Weisheit. Sie gründete im Westen mit den Verianern die erste Gelehrten-schule. Im Laufe der Jahrhunderte aber verkümmerte die Weisheit zum bloßen Streben nach mehr Wissen.

Die Zweitgeborene, Myria, besaß das Fragment der Magie. Sie zog sich auf eine Insel im Süden zurück, versammelte begabte Frauen um sich und unterwies diese im Umgang mit der Magie. Überall bediente man sich gern ihrer Hilfe. Waren zunächst Heilerfähigkeiten gefragt, ersuchten bald auch Heerführer um die Hilfe der Magierinnen. Zunehmend wurde die Magie zum Machtinstrument.

Die Drittgeborene, Palema, zog mit dem Fragment der Stärke in den rauen Norden. Waren innere und äußere Stärke zunächst noch im Gleichgewicht, gewann die reine Körperkraft immer mehr an Bedeutung. Um die kargen Lebensbedingungen zu verbessern, begannen die Nordstämme, Eroberungsfeldzüge zu führen. Von der Stärke blieb nur die Kraft.

Die Letztgeborene, Salia, lebte mit dem Fragment der Liebe im Osten. Nur die Liebe schien getrennt von den anderen Gaben Bestand zu haben, denn Glück und Zufriedenheit zeichneten Salias Leben aus ... bis hin zu einem folgenschweren Tag.

ERSTER TEIL

Das Schloss im ewigen Eis



I. Kapitel

Jahrhunderte später ereigneten sich an verschiedenen Orten Dinge, die für sich allein genommen nicht wichtig waren, zusammengenommen aber über das Schicksal aller Menschen entscheiden sollten.

Sturm fing sich in Bretterwänden, zwängte sich durch Ritzen und heulte wie schmerzgeplagt. Schwere Wolken schienen die Sterne verschluckt zu haben. Es war eine unheimliche Nacht, eine klirrend kalte Nacht, eine Winternacht des hohen Nordens eben.

»Glaubt ihr, er kommt noch?«, fragte einer der vier Männer, die sich im Schutz eines überhängenden Strohdachs an eine Hauswand drückten. Trotz des Mantels aus Fellresten fror er. Schneematsch drang durch die dünnen Sohlen seiner Stiefel.

Der Mann neben ihm, der Einzige mit einem Kapuzenmantel, wies mit dem Kopf auf die Lehmhütten am Ende der Gasse. »Wohnt doch bei Milla. Wo soll er sonst hin?«

»Is 'n großer Kerl«, brummte der Erste. »Sicher, dass wir den schaffen?«

Sein Kumpan spuckte Reste seines Kautabaks in den Dreck. »Den versoffenen Krüppel furz ich um. Aber 'nen gefüllten Beutel hat er. Darauf verwette ich meine Alte. Milla is seit

Tagen nicht mehr auf der Straße. Zahlen muss er also können. Warten wir?»

»Nur wenn du deine Alte so oder so behältst.«

Alle lachten leise, traten auf der Stelle und bliesen in ihre Hände, um die Finger beweglich zu halten.

* * *

Etwas zwickte ihn schmerzhaft in die Hand. Rhonan fuhr hoch. Einige Ratten quiekten und huschten in sichere Entfernung. Mit beiden Händen hielt er sich den Kopf, in dem ein Schmiedehammer zu wüten schien. Er betrachtete die Ratten, wälzte sich auf die Knie und stützte sich an der Hauswand ab. Hand um Hand zog er sich hoch. Wind zerrte an Haaren und Hemd, Eisregen peitschte auf ihn ein. Er musste irgendwo seinen Umhang vergessen haben. Schlotternd machte er sich auf den Heimweg. Das linke Bein zog er wie einen Fremdkörper nach. Die Ratten stürzten sich auf sein Erbrochenes.

Er fingerte am Gürtel vergeblich nach seinem Branntweinbeutel und stopfte sich gegen den Gallegesmack schließlich eine Handvoll Schnee in den Mund. Doch der bittere Geschmack wurde nur kälter. Nur halb bei Sinnen torkelte er weiter. Mal fand er Halt an einer Hauswand, mal an einem Tavernenschild. Irgendwann ertastete seine Hand ein angenageltes Hufeisen. Die Schmiede. An den fetten Schmied mit dem Ziegenbart konnte er sich erinnern, doch wo war die verdammte Schmiede gewesen? Sein vernebelter Blick suchte die Umgebung ab.

Links von ihm säumten Häuser eine Gasse. Er hörte es plätschern. Das musste der Gebirgsbach sein. Dahin wollte er nicht. Also hielt er sich rechts. Hier war der Pfad nur von verschneiten Büschen begrenzt. Das machte das Vorankommen nicht leichter.

Unvermittelt fand er sich auf einem Platz wieder. Ein Tor klappte, eine Eiche in der Mitte des Platzes bog sich ächzend im Sturm. An den Platz mit dem Henkersbaum erinnerte er sich. Er war nicht weit von der Gasse der Talermädchen entfernt.

Er humpelte leicht vorgebeugt los. Unter der Henkerseiche knickte sein linkes Knie weg. Er konnte sich gerade noch an einem Ast festhalten. Schnee fiel in großen Fladen auf ihn nieder. Er ließ den Ast los, umklammerte den Stamm, blinzelte Schnee weg und lallte in die Baumkrone: »War ganz schön nass eben. Kannst aber nix dafür. Dir geht's wie mir: Wir bringen den Tod. Pass auf dich auf, Kamerad!«

Fast wäre er an die Rinde gelehnt eingeschlafen, aber plötzlich war ihm, als hätte der Baum ihm Kraft gegeben. Er sah wieder klarer. Freundschaftlich tätschelte er den Stamm und hinkte zielsicher davon. Hütten und Schneehaufen säumten seinen Weg. Hier wohnten die Ärmsten: Lohnarbeiter und Talermädchen, die auf je eigene Weise gegen Bezahlung alles taten, Bettler, Wilderer und Diebe.

Er bemerkte eine Bewegung hinter sich und drehte sich um. Der Knüppel, der ihn hatte zu Boden schicken sollen, streifte nur noch seine Schulter. Er keuchte – mehr vor Schmerz im Bein als in der Schulter – und ließ die rechte Faust gegen das Kinn des Knüppelschwingers krachen. Mit einem Grunzen ging der zu Boden. Ein Dolch blitzte in Rhonans linker Hand auf.

»Verschwindet!« Seine Stimme war fest wie sein Stand.

Die Angreifer hielten verdutzt inne.

»Immer noch drei gegen einen! Wer ihn umhaut, kriegt seine Stiefel«, brüllte einer. Sie schwangen die Knüppel und drangen auf ihn ein.

Er wich seitlich aus, ramnte einem von ihnen die Klinge in die Schulter und riss sie wieder heraus. Der Verwundete griff sich an den Arm, fluchte und floh.

Der Tritt eines anderen gegen seine Hüfte zwang Rhonan halb in die Knie. Während sein Dolch an einem Fellmantel abglitt, bekam er mit der rechten Hand einen Arm zu fassen und riss ihn kraftvoll nach außen. Es knackte und Gebrüll hallte durch die Nacht. Ein Prügel traf seinen Arm. Erneut keuchte er, machte aber einen Satz nach vorn und stieß dem letzten Angreifer den Dolch in den Leib. Der krallte ihm schreiend die Finger in die Schultern, und umschlungen wie ein Liebespaar gingen beide zu Boden. Rhonan stöhnte, da sein abgewinkeltes Bein Schmerzwellen durch seinen Körper jagte. Sein Gegner stöhnte ebenfalls und spuckte ihm ins Gesicht.

Um sie herum knarrten Fensterläden. Männer fluchten und drohten. Die glücklosen Räuber zerrten ihren jammernden Kameraden von Rhonan weg und suchten das Weite. Zitternd vor Kälte und Anstrengung streckte er vorsichtig sein linkes Bein und biss sich auf die Unterlippe, um einen Schrei zu unterdrücken. Der Eisregen war in dichten Schneefall übergegangen, und eine dünne, weiße Schicht bedeckte ihn bereits. Flocken hingen in seinen Wimpern. Wenn er jetzt einschliefe, würde er nicht mehr erwachen.

Er hörte ein Fiepen, sah rote Augen, nickte der Ratte freundlich zu und schloss die Augen.

»Verschwinde, du Biest!« Eine junge Frau, eingehüllt in eine Wolldecke, trat wütend nach der Ratte und zerrte an seinem Arm. »Komm! Hab die ganze Nacht auf dich gewartet. Betrunkene wie immer ... kein Wunder, dass dich alle für leichte Beute halten.« Sie zerrte weiter an ihm und bewies dabei für ihre dürre Gestalt unvermutete Kräfte.

Er stemmte sich hoch und lallte: »Du solltest um diese Zeit nicht mehr allein draußen sein, Milla. Ist nur Gesindel unterwegs.«

Das Talermädchen schien die Bemerkung nicht witzig zu

finden, zog seinen Arm über ihre Schulter und knurrte: »Ich hab ja einen kräftigen Begleiter.«

Er schaffte es nicht mehr zu lachen. Seine Kraft benötigte er zum Gehen.

Millas »Ich hoffe, du kannst mich gleich wärmen, ich spüre meine Füße kaum noch« ließ ihn nicken.

Manchmal meinte das Leben es doch gut. Leider viel zu selten.

Tagesanbruch, tief im Westen der Reiche

Der höchste Berg des Kimmgebirges war immer verschneit und meist windumtost. Die Morgensonne beschien den Turm der Winde – Heim der Gelehrten, Heim des Weisen der Berge.

Eigentlich war es gar kein Turm, sondern eine Ansammlung von Gebäuden auf nah beieinanderliegenden Plateaus. Zu erreichen waren sie über natürliche Bergpfade oder Hängebrücken. Der Weg bergab zur nächsten Behausung, einem Wirtshaus für Jäger und Fallensteller, dauerte im besten Fall sieben Tage. Vor nicht allzu langer Zeit noch waren die Gelehrten diesen Weg häufig gegangen, doch seit der Krieg tobte, benutzten ihn nur Minderbegabte, die dort Vorräte bestellten und abholten.

Ein Türmchen des größten Gelehrtenhauses hatte der ehemaligen Heimstätte der Schwester des Westens einst den Namen gegeben. Hier lebten in völliger Abgeschiedenheit ihre Nachfahren: Verianer, die sich ganz der Wissenschaft verschrieben hatten.

Geschichte, Sprachen, Sterndeutung, Alchemie – alles Schrifttum sammelten und bewahrten sie. Sie deuteten das Gelesene und teilten ihre Gedanken schriftlich mit Kameraden,

die ihre Meinung anfügten und das Blatt weiter- oder zurückreichten. Gespräche waren verpönt. Selbst das »Werben« um einen Partner fand schriftlich statt. Verianer sahen die Pflicht, für Nachwuchs zu sorgen, als unumgänglich, aber lästig an. Der Älteste suchte die Paare danach aus, welche Fähigkeiten gut zueinanderpassten, und hinterließ eine Notiz auf den jeweiligen Pulten. Im Keller standen Räume für die Paarung bereit. Ohne Leidenschaft und voll bekleidet erfolgte der Zeugungsakt. Dann ging man wieder getrennter Wege. Frauen blieben bis zum Einsetzen der Wehen an ihren Pulten und standen wenige Tage nach der Geburt wieder daran. Väter wussten nicht, wen oder was sie gezeugt hatten. Die Kinder lebten auch nicht bei den Eltern. Gelehrte, die sich in der Lage sahen, mehr als zehn Sätze am Tag zu sprechen, erzogen sie.

Im Haus der Gelehrten herrschten Zucht und Ordnung. Überall standen Menschen schweigend über Schriftrollen oder Bücher gebeugt und lasen oder schrieben. Die lautesten Geräusche waren das Knistern des Pergaments und das Kratzen einer ungespitzten Feder. Schon Hüsteln oder Räuspern erntete böse Blicke.

Im Turm selbst gab es kein einziges Schriftstück und auch keinerlei Einrichtung. Nur an der Westseite des hohen Raums stand die aus grauem Stein gearbeitete, lebensgroße Statue Dalas, der Ahnfrau aller Gelehrten.

Vor ihr kniete ein Mann mit kinnlangem, wirrem schwarzem Haar, der wie seine Brüder eine braune, knielange Kutte über weiter Hose trug. Lange hatte Gideon Montastyre in tiefer Versunkenheit verharrt. Jetzt erhob er sich mühsam und sah zu der Statue auf. »Mutter aller Verianer, habt doch ein Einsehen mit mir! Wie soll ich zwei Fremde dazu bringen, mit mir ins Wintergebirge zu gehen? Niemand geht ohne Not dorthin. Seid nicht ungeduldig mit Eurem unwürdigen Nachfahren, aber mir selbst

graut vor dieser Aufgabe mehr, als ich sagen kann. Wie soll ich da jemanden überzeugen, mich zu begleiten?»

Sosehr er auch in sich hineinhorchte, er hörte nichts.

Seine Brüder und Schwestern hätten sich spätestens jetzt demütig verneigt, um den Wünschen der Ahnfrau Folge zu leisten, aber er war ein untypischer Verianer. Er redete gern und viel.

»Ihr schweigt? Verzeiht! Ich bin ein Zweifler und Feigling, aber Eure Hinweise sind denkbar dürftig. Es scheint mir ja noch möglich, die Priesterin von der Nebelinsel zu finden. Aber wie soll ich sie dazu bringen, mir nach Kairan zu folgen, und wie soll ich selbst dorthin gelangen? Wir müssten durch das Land der Schwarzen Horden ziehen, um unter der kalten Sonne des Nordens einen da'Kandar-Prinzen zu treffen, den es allen Berichten zufolge seit fünfzehn Jahren nicht mehr gibt. Das ist viel verlangt. Ich will ja Euer guter Diener sein, aber Ihr macht es mir zu schwer. Wenn Ihr schon sagt, der Weg sei bereitet, könntet Ihr mir doch auch offenbaren, wie er aussehen wird.«

Er seufzte bekümmert. »Für diese Aufgabe braucht es Helden. Seht mich an! Mein Leben lang lese und schreibe ich. Meine Hände haben selten etwas Schwereres getragen als eine Laute. Meine Muskeln sind gerade einmal in der Lage, meinen Körper aufrecht zu halten, und was Mut betrifft, so fröstelt es mich schon, wenn ich nur lange genug von ihm lese. Ihr mutet einem Hasenfuß wie mir eine Menge zu.«

Er schloss die Augen und wiegte seinen Oberkörper hin und her. Schließlich kniete er nieder und küsste die Füße der Statue. »Verzeiht mir! Wenn Ihr meint, ich könnte die mir von Euch übertragene Aufgabe erfüllen, dann werde ich gehen. Gebt meinem Herzen Mut und meinem Körper Kraft, und wenn Ihr es ganz besonders gut meint, stellt mir in der Nebelfrau eine große Magierin und in dem Prinzen einen tapferen Kämpfer an die Seite!«

Er verneigte sich, blinzelte dabei aber verschmitzt. »Ein kleiner Hinweis, dass ich in einem Stück an diesen heiligen Ort zurückkehren werde, könnte meine weichen Knie stärken und meinen Schritt beschleunigen.«

Das Sonnenlicht, das den Raum durchflutete und die Statue in weiches Licht tauchte, wurde jäh von einer Wolke verdunkelt.

Gideon verneigte sich hastig abermals. »Ihr habt recht. Das war selbst meiner unwürdig. Verzeiht! Ich sehe in freudiger Erwartung dem Treffen mit der Priesterin entgegen, und es dürfte ein Leichtes sein, den Erben der Kraft zu finden. Natürlich habe ich mich längst der Meinung angeschlossen, dass einer der da’Kandar-Prinzen sowohl die Enthauptung als auch die Zerstückelung und den anschließenden Scheiterhaufen lebend überstanden hat. Verzeiht meine Zweifel, die nur darin begründet lagen, dass ich mich selbst nicht in der Lage dazu gesehen hätte, diese gründliche Art der Vernichtung zu überleben.«

Er gewann den Eindruck, dass es noch dunkler wurde, und ergänzte: »Ihr wisst, dass Furcht bisher nur meine Worte beflügelte. Dies wird sich ändern müssen. Seht mich auf dem Weg ins Wintergebirge. Mir klappern jetzt schon die Zähne und zittern die Knie, aber ich werde versuchen, mich als würdig zu erweisen.«

Er verließ unter Verbeugungen die Gebetsstätte und sah unten in der Halle Meister Cato, einen der Burg-Älteren.

»Endlich kommst du«, rief der ihm entgegen. »Es ist Zeit aufzubrechen. Fürst Darius ruft die Siegelerben zusammen. Im Gasthaus wartet eine Eskorte.«

»Der Weg ist bereit«, murmelte Gideon. »Danke, Herrin!«

Wenig später in Kambala, einem der mittleren Reiche

Die Sonne hatte längst noch nicht ihren Zenit erreicht, doch die Marktstände standen verlassen. Ziegen drängten sich meckernd ans Gatter, und ein gescheckter Bulle mit Hörnern von der Länge eines Männerarms zerrte an seiner Kette und scharfte Furchen in die trockene Erde. Tontöpfe, Hornknöpfe, Sensenklingen und kostbare Feigen aus dem Südland warteten auf Käufer.

Rauch quoll auf den Platz und trieb zwei Dutzend schwarzer Wölfe vor sich her. Weder die schauerlichen Todesschreie der Ziegen noch das abgrundtiefe Brüllen des Bullen oder das Jaulen der Wölfe kümmerten irgendwen, denn Kambala, die Stadt armer Fischer und Ziegenbauern, in der einzig der Fürst ein Haus aus Stein besaß, brannte lichterloh. Feuer zuckte aus Fensterhöhlen und Dächern. Reet ging laut knisternd in Flammen auf. In das Knacken, Krachen und Prasseln mischten sich Wehklagen und Hohngelächter.

»Du rufst nach den Göttern? Besuch sie!« Eine Greisin wurde in die Flammenhölle gestoßen. Ihre Schreie ließen Krieger johlen. Branntweinbeutel und Becher mit Gebrautem machten die Runde. Bärtige Männer in schwarzen Fellen schmückten sich kichernd mit bunten Tüchern oder Ketten aus Holzperlen und Muscheln. Ein Wolf, der den blutgetränkten Rock eines Kindes um seinen Hals nicht abschütteln konnte, sorgte für trunkenes Schulterklopfen.

Menschen drückten sich durch schweren Qualm an Wänden entlang. Schutz gab es nirgendwo mehr.

* * *

Hexenmeister Maluch fluchte. Der Wind trieb neben Staub und Gestank immer dickere Rauchschwaden die Straße herauf und verbarg vor seinen Augen, wie Männer starben und Frauen geschändet wurden. Notgedrungen senkte er den Kopf und lauschte. Das Gegröle der Krieger verdrängte er genau wie das Geschrei der Männer, die um Familie oder Hab und Gut kämpften, konzentrierte sich auf die Stimmen von Frauen und Kindern. Er verstand nur selten Wörter, doch Furcht, Qual und Schmerz vernahm er so deutlich, dass Bilder vor seinem geistigen Auge erschienen: Kleinkinder, die sich hinter Fässern zusammenrollten und die Augen zukniffen, in der dummen Hoffnung, so nicht gesehen zu werden; Mädchen mit gefalteten Hauben, die ihre Blicke züchtig senkten, sobald ein Mann erschien, und die jetzt rannten, eingefangen wurden, um ihr Leben flehten und sich vergebens dagegen wehrten, dass nach Branntwein und Schweiß stinkende Ungeheuer sich auf sie warfen.

Ein hohes »Nein! Bitte nicht!« bescherte ihm einen wohligen Schauer. Sie war jung und unberührt. Doch bald würde sie innerlich zerfetzt sein und uralte. Ein gequältes Brüllen ließ ihn den Gedankenfaden weiterspinnen. Das war ihr Vater, der mehr Mut als Verstand besaß. Die Krieger würden ihn zwingen zuzusehen, wie sie sich keuchend einer nach dem anderen in sein Herzchen entleerten. Diese Vorstellung ließ eine seltene Hitze in seinen Lenden aufwallen.

»Soll ich eine Sänfte in die Stadt für dich bestellen?«

Er hatte nicht bemerkt, dass Camora, der Schwarze Fürst, den Raum betreten hatte. Die tiefe Stimme ließ ihn herumfahren. Widerwillig kam er zurück in die anheimelnde Umgebung aus poliertem Holz und Fliedersträußen. Er sah gestickte Gobelins, Schalen mit Obst oder Blütenblättern. Die Sonne zauberte einen rotgoldenen Schimmer auf hochlehnige Stühle

und den großen Tisch. Das Geschrei aus der Stadt war noch zu hören, aber jetzt hörte er auch wieder das hölzerne Windspiel neben dem Fenster und die Vögel, die in der Weide sangen. Hätte seine feine Nase nicht auch den Duft verbrannten Menschenhaars und -fleisches aufgesogen, er hätte sich gekelt in diesem häuslichen Frieden aus Duftkräutern und frischen Binsen.

Camoras gekräuselte Mundwinkel und ein Blitzen seiner dunklen Augen unter buschigen Brauen verrieten, dass er um die Erregung des Hexers wusste. »In den Gassen herrscht ein munteres Treiben. Fast möchte ich sagen: ein sehr erhitztes.«

Maluch musterte den Anführer der Horden, dessen Oberarme und Schenkel das Leder zu sprengen schienen und der ihn wie immer an einen Bullen denken ließ. »Ich bin in Eile. Ehe ich aber zum Grund meines Besuchs komme – sagtest du nicht, Fürst Marcos wolle dir die Stadtschlüssel kampfflos übergeben?«

Camora zog an seiner Pfeife. Er stieß den Rauch durch die Nase aus, und es roch nach verbranntem Heu. »Er übergab mir sein Reich und sein Haus. Ich war entgekommen, nahm beides an und ließ den Feigling mit seiner Familie ziehen. Aber seine Fischfresser waren trotzig, blieben in ihren Häusern und verriegelten Fenster und Türen. Da ich meine nächsten Feldzüge von hier aus führen werde, hielt ich es für angebracht, ihnen zu zeigen, wie man mich zu empfangen hat. Außerdem ist für die Männer nach einem langen Ritt nichts enttäuschender als eine Stadt, die sich ergibt. Wo bleibt da der Spaß?«

Milchige Augen starrten ihn an, Spinnenfinger krallten sich um einen hölzernen Stab. Camora fuhr fort: »Jedenfalls haben wir, was wir wollten: Kambala! Unser Tor zum Westen, zum Sieg! Keine langen Nachschubwege mehr, und nach El'Maran kann ich fast pissen. Weder die edle Königin Morwena noch

Darius, ihr fürstlicher Hengst, werden mich jetzt noch aufhalten.«

Die dürre Gestalt ihm gegenüber, die aussah und roch, als sei sie vor mehr als Tagesfrist gestorben, blähte die Nasenflügel. »Ist es tatsächlich fünfundzwanzig Jahre her, seit du mir dies zum ersten Mal versprachst? Spätestens die Tötung der da'Kandar sollte uns nach deinen Worten den Sieg bescheren.« Die Stimme wurde sanft. »Der Todestag des Großkönigs jährt sich nun zum fünfzehnten Mal. Gab es je eine gröbere Fehleinschätzung als die deine? Aber ich bin voller Hoffnung ... vielleicht ist deine Pisse ja wirkungsvoller als deine Truppen.« Ein Lachen, das eher nach dem Husten eines Schwindsüchtigen klang, unterbrach seine Rede. Dann sprach der Hexenmeister weiter: »Gleichgültig! Was schert mich der Krieg? Mir geht es um Größeres. Darius ruft die Siegelernen der Prophezeiung zusammen.«

Der Fürst zuckte die Achseln. »Ich habe davon gehört. Doch warum sollte es mich kümmern? Ohne einen da'Kandar-Erben können sich die beiden anderen meinerwegen auf den Weg zu Darius oder direkt zur Quelle machen. Hinkommen werden sie nicht. Der da'Kandar-Erbe, der ihnen das letzte Wegstück öffnen müsste, ist ja leider in Rauch aufgegangen.«

»Was, wenn es doch noch einen gibt?«

Wieder stieg Wut in ihm hoch. »Du kannst mir vorwerfen, Morwenas und Darius' Einfluss auf den Rat der Freien Reiche unterschätzt zu haben. Aber ich kann den Ausgang einer Schlacht beurteilen. Ich habe die Festung nach dem Überfall besucht. Es gab kein Leben mehr auf da'Kandar. Weder vor Säuglingen noch vor schwangeren Frauen haben meine Krieger haltgemacht«, schnaubte er. »Seit Jahren hält sich das Gerücht, ein da'Kandar-Prinz hätte überlebt und würde den Thron zurückerobern. Bis vor sechs Monden hast du es wie ich als

Unsinn abgetan. Dann taucht plötzlich diese Prophezeiung auf. Seitdem suchst du genauso gründlich wie vergeblich nach einem Überlebenden dieser Nacht. Genauso vergeblich, wie du nach dem Schwert der Prophezeiung, diesem Schwert der Alten Könige, suchst. Was sagt dir das? Dass es beides nicht gibt. Du jagst Hirngespinsten hinterher.«

»Und befinde mich in bester Gesellschaft. Fürst Darius' Seher ist auf dem Weg nach Norden, um den dritten Erben zu suchen, und von einer Zuträgerin weiß ich, dass auf der Nebelinsel die Köpfe der Magierinnen rauchen, seit eine Prinzessin von einem da'Kandar-Prinzen geträumt hat ... einem Prinzen, der noch lebt.«

Der Schwarze Fürst formte mit rundem Mund Rauchringe und sah ihnen nach, ehe er antwortete: »Fantastereien! Träume! Sie klammern sich an diese Prophezeiung, weil sie wissen, dass es für sie keine Hoffnung mehr gibt. Der Osten gehört mir, der Norden auch und mit Kambala auch das erste Reich der Westunion. Sie wissen um ihre unausweichliche Niederlage. Soll ihr aus Furcht geborener Eifer mir jetzt den Schlaf rauben?«

»Nein, nur das nicht! Schon ausgeschlafen ist deine Überheblichkeit kaum zu ertragen.« Maluchs Miene blieb unbewegt. »Zwischen dir und dem Thron stehen nicht die königstreuen Reiche und auch nicht deren Führer, Morwena und Darius, zwischen dir und da'Kandar steht nur der rechtmäßige Erbe.«

»Sobald Latohor und El'Maran gefallen sind und Darius und Morwena vor mir im Staub liegen und um Gnade winseln, wird es niemand mehr wagen, mir den Titel des Großkönigs zu verweigern.«

Der Schrei einer Frau bescherte dem Hexenmeister erneut einen warmen Schauer. Das Zerrbild eines Lächelns umspielte

sogar seine Lippen, als er erwiderte: »Du träumst von einer winselnden Morwena und einem Darius, der dir zu Füßen liegt? Ich habe dich zu meinem Heerführer ernannt, weil du genauso stark wie ehrgeizig und gewissenlos warst. Deine aus Dummheit geborene Selbstüberschätzung habe ich allerdings unterschätzt. Träume weiter und bete, dass du nie meinem Hirngespinnst gegenüberzutreten musst. Ich werde mich derweil der Siegelerben annehmen. Die Versiegelung unserer Quelle würde nämlich nicht nur das Ende deiner Siegeszüge bedeuten, sondern auch das Ende meines Lebenstraums. Kein Erbe darf Latohor daher lebend erreichen.«

Die Kritik nahm Camora äußerlich ungerührt hin und nickte. »Fast tun mir diese auserkorenen Helden leid.«

Der Hexenmeister schlurfte zur Tür und erwiderte im Gehen: »Aber auch nur fast, nicht wahr? Bis zum nächsten Mal und ... ich würde das Fenster schließen.«

Erst jetzt bemerkte Camora, dass Qualm in den Raum waberte. Er würde woanders essen müssen. Gleichgültig, Hauptsache, es wagte niemand, ihm Fisch vorzusetzen.

2. Kapitel

Im Grenzgebiet nach El'Maran

Der Rappe mit der langen Mähne lahmte. »Gleich ist es überstanden, Patras.« Derea, sein Reiter, strich über den Hals des Hengstes und schnalzte mit der Zunge. Er wischte sich den Schweiß ab, dachte aber nicht daran, wegen der Hitze den dicken Fellmantel auszuziehen.

Zwischen Birken sah er ein zweistöckiges, rotes Holzhaus, flankiert von zwei einstöckigen Häusern, und gegenüber ein kleines Gebetshaus. Laken flatterten im Wind, ein Wäschekorb lag umgekippt unter der Leine, und es herrschte lärmende Betriebsamkeit ... durch Hordenkrieger.

Derea riss Patras herum, doch mit Fellen behangene Berittene versperrten ihm den Rückweg. Axtblätter blitzten in der Sonne.

»Schon wieder weg, Jungchen?« Ein Grinsen entblößte braune Zahnstumpfen.

Weitere Hordenkrieger näherten sich. Derea sah sich hektisch um, wies auf die Laute auf seinem Rücken und lächelte verkrampft: »Bin nur ein Barde auf Durchreise und wollte nicht stören ...«

Männer zerrten ihn schon aus dem Sattel und betatschten ihn.

»Keine Waffen, Vorreiter.«

»Es ist wirklich nur Zufall ...« Zwei packten seine Oberarme und sahen zu dem Mann mit dem breiten Grinsen. »Zum Gesinde ins Gebetshaus?«

»Bitte nicht!« Derea schüttelte den Kopf.

Der Vorreiter zwinkerte ihm zu. »Nicht? Dann soll der Kommandant entscheiden. Der schätzt gewisse Unterhaltung.«

Gelächter brandete auf, und die Krieger schleiften den Barden über den Hof. Vorräte wurden dort auf Wagen verladen, und Hühner flatterten um ihr Leben. Die Männer schienen Spaß an der Hühnerhatz zu haben. Immer wieder schlug oder trat ein Krieger dabei gegen das Gebetshaus, in dem dann Wimmern und Beten zu Geschrei anschwellen. Krieger ahmten die Angstschreie nach und bogen sich vor Vergnügen. Sie schlugen sich auf die Schenkel, als ein torkelnder Kamerad beim Versuch, gegen die Wand zu treten, auf einen Leichenberg fiel und bis zur Besinnungslosigkeit betrunken einschlieft. Umgehend wurden Wetten abgeschlossen, ob er erwachen würde, wenn sie das Gebetshaus anzündeten.

Dereas Augen verengten sich, aber schon stieß man ihn durch die Tür zum Haupthaus. Ein Fleischberg thronte ihm gegenüber auf dem Stuhl des Hausherrn, das rotblonde Haar zu unzähligen Zöpfen geflochten, wie es bei der Horde üblich war, und bohrte in der Nase.

Eine Frau um die fünfzig in reich bestickter Tunika und mit schiefstehender Haube stand mit einem Tonkrug hinter ihm, die Augen weit aufgerissen. Der Hausherr lag in einer Ecke hinter ihr. Blut tropfte von seiner Stirn. Dass er nicht draußen neben dem Gebetshaus lag, sprach dafür, dass er noch lebte. Zu Füßen des Hordenkommandanten kauerte ein pummeliger Halbwüchsiger, der ein Brett mit Käseresten und Beeren an die Brust presste und den Kampf gegen die Tränen offensichtlich längst verloren hatte, so rot und verquollen, wie seine Augen waren.

Um einen Tisch zur Rechten flegelten sich vier Hauptleute, die Umhänge und lederne Brustharnische achtlos neben sich

geworfen hatten. Sie legten ihre Hammelkeulen nur weg, um eines der beiden Mädchen zu begrapschen, die mit nassen Augen über sich ergehen ließen, dass schmierige Hände in ihre Hintern kniffen und volle Münder sich auf ihre Lippen pressten. Die vier schenkten Derea nach flüchtiger Musterung nur ein Grinsen. Er bedeutete keine Gefahr und sie waren Jäger, die mit ihrer Beute spielten wie satte Katzen mit Mäusen.

»Was gibt's?«, brummte der Hordenkommandant.

»Wir haben einen Barden gefangen, Hauptmann Listrus. Der Vorreiter meinte, Ihr sollt entscheiden, ob wir ihn gleich wegsperrn sollen oder ob Ihr seine Unterhaltung wünscht.«

Listrus pulte jetzt in seinen Zähnen. Sein Blick wanderte über Derea, und seine Augen weiteten sich: Kastanienbraunes Haar umrahmte in sanften Wellen ein bartloses, ebenmäßiges Gesicht mit hohen Wangenknochen und Augen, die blau waren wie die junge Nacht.

Die Zahnpflege war vergessen. Auf sein Zeichen hin rissen die Reiter Derea Laute und Mantel herunter. Es polterte und mit einem »Pling« riss eine Saite. Listrus musterte derweil ausgiebig die schlanke Gestalt in der braunen Lederkleidung.

»Bei Haidar! Es ist wirklich ein Kerl. Zeig mir deine Hände, Bursche!«

»Herr, lasst mich gehen«, flehte Derea. »Ich kenne diese Leute doch gar nicht.«

»Ich auch nicht«, erwiderte Listrus. »Das muss uns nicht kümmern. Los, streck die Hände aus!«

Derea tat wie ihm geheißen und schluckte, als Listrus seine rechte Hand Finger für Finger betastete.

»Schlanke Finger wie ein Spielmann, aber Schwielen in der Handfläche wie ein Schwertkämpfer. Wie kommt ein Fiedler zu Schwielen?«

»Krieg ist schlecht für Unterhaltung, Herr. Um zu überle-

ben, musste ich seit der Schneeschmelze Fischnetze einholen. Nicht einmal die Laute könnte ich so zupfen, dass es Euch Genuss bereiten würde. Außerdem ...« Er warf einen Blick über die Schulter, ehe er vollendete: »... ist sie kaputt. Lasst mich gehen, Herr! Die Götter werden es Euch vergelten.«

Listrus hielt seine rechte Hand weiter umfangen und ergriff nun auch die linke.

»Tatsächlich! In beiden Händen Schwielen.« Seine Hände wanderten höher, kneteten die Oberarme. »Muskeln hast du bei den Fischern auch bekommen. Sehr schön. Auf Geklimper furz ich, aber ich liebe festes Männerfleisch.«

Scherben klirrten, eine Mädchenstimme bat zittrig um Vergebung. Die Hausherrin erflehte leise göttliche Hilfe, ihr Sohn kicherte. Dass es anderen noch schlechter ging als ihm, schien ihn kurzzeitig von seiner eigenen Lage abzulenken.

Derea konnte nicht anders. Er riss sich los und schüttelte sich. Dafür bekam er eine Faust in den Magen. Der Hauptmann trat so nahe an ihn heran, dass der Gestank nach Ziegenkäse und Schweiß ihm fast den Atem raubte. Er überragte ihn um mehr als Haupteslänge.

»Du bist das schönste Geschöpf, das mir je unter die Augen gekommen ist.« Listrus' Stimme klang heiser. Er setzte einen Dolch an Dereas Wange und fuhr, ohne die Haut zu ritzen, über Gesicht und Hals. Langsam schnitt er dann den Kittel auf. Der Dolch hinterließ eine dünne rote Spur auf der Haut. Listrus rieb mit dem Finger darüber und schleckte das Blut ab.

Der Barde spürte kaum Schmerz, hörte nur das Schmatzen und bekam eine Gänsehaut, als Listrus ihm das Hemd über die Schultern schob. Ein Finger strich über Dereas Mund und versuchte, sich hineinzudrängen. Er drehte den Kopf weg und bekam erneut eine Faust in den Magen. Wieder keuchte er, krümmte sich, empfand aber auch Erleichterung, weil er mit

Prügeln besser umgehen konnte als mit diesen widerwärtigen Berührungen.

»Ich sag dir was, Fiedler, und ich sag es nur einmal: Du bist eine Augenweide, und dein Arsch wird's bestimmt auch sein, aber ich bevorzuge williges Fleisch. Willst du im Gebetshaus brennen, nachdem ich mich gewaltsam mit dir vergnügt habe, oder willst du *mich* in Brand setzen, freiwillig, heute, morgen und ...? Du hättest es gut bei mir, solange du mich erfreust.«

Derea war nicht sicher, ob seine Stimme ihm gehorchen würde. Obwohl sein Mund völlig trocken war, musste er mehrfach schlucken. »Ich will nicht brennen«, war alles, was er stockheiser herausbekam.

Listrus lächelte, nickte, ergriff den Gürtel des Spielmanns und verlangte: »Küss mich!«

Dem wurden die Knie weich. »Nicht hier«, würgte er hervor. »Bitte nicht!«

Der Hauptmann lachte kehlig. »Hast recht, mein Vögelchen. Der Rest deines Körpers ist nur für mich. Komm!«

Er riss der zur Salzsäule erstarrten Hausherrin den Krug aus der Hand und kippte sich Brantwein in den Mund. Die Hälfte lief ihm in den Bart und über den Hals.

Die Reiter ließen Derea los und grinsten, als der sich sofort in seinen Mantel hüllte. Listrus stieg die Stufen hoch, die unter seinem Gewicht knarrten. Derea folgte ihm.

Der Hordenhauptmann erwartete ihn im Schlafzimmer des Hausherrn und nestelte bereits an seinem Schwertgürtel. Derea schloss die Tür, schob den Riegel vor und verharrete. Listrus hob den Kopf und forderte: »Her mit dir, Spielmann! Mich juckt's gewaltig.«

Er sah umgehend rot, blutrot, und von ganz allein zogen seine Hände die Kurzschwerter aus den Innentaschen des Mantels, der ihm dabei von den Schultern glitt.

Listrus warf ihm einen glühenden Blick zu und öffnete den Mund. Doch die Worte erstarben auf seinen Lippen. Er riss sein gezahntes Schwert aus der Scheide, machte zwei Schritte und holte aus. Derea fing den Schlag mit gekreuzten Klingen ab und knurrte: »Ihr seid ein Schwein, Rai Listrus.«

»Vielleicht, aber ich bin auch stärker als du«, erwiderte der Hüne. »Trägt der Messerchen in den Manteltaschen. Da soll einer draufkommen. Weg damit, ich will dir nicht wehtun.«

»Das beruhigt mich«, entgegnete Derea. Er drehte die Klingen so schwungvoll, dass Listrus sein Schwert wegziehen musste, stieß seinerseits zu und erwischte den Hauptmann am Arm. Der Hordenhauptmann keuchte auf. Blut tropfte auf das Kuhfell unter seinen Stiefeln. Derea ging erneut zum schnellen Angriff über. Listrus parierte und hielt seine Waffe vor sich.

»Du hast mich überrascht, aber jetzt gib auf. Mit deinem Spielzeug kommst du nicht an mich ran. Leg deine Messer weg, ehe ich dich aufspieße oder meine Männer rufe.«

Derea ließ seine Blicke durchs Zimmer streifen, ging in die Hocke und legte die Schwerter ab.

Listrus grinste. »Na, siehst du, geht doch.«

»Mal sehen, ob's geht.« Mit einem Ruck riss Derea an dem Fell, auf dem Listrus stand. Der taumelte. Derea warf sich gegen seine Schenkel. Der Hauptmann stürzte rücklings über einen Schemel, sein Hinterkopf knallte gegen die Wäschtruhe. Er stöhnte benommen.

Derea hörte Gepolter auf der Treppe, nahm seine Schwerter, kroch eilends zu Listrus und rammte ihm den Schwertknauf an die Schläfe. Grob zerrte er den Bewusstlosen an sich und legte ihm das Schwert an die Kehle.

»Kommandant!«

Derea hörte Getuschel, verstand allerdings nichts. Jemand machte sich an der Tür zu schaffen. Es polterte, der Riegel

brach, die Tür krachte gegen die Wand, und die vier Hordenkrieger stürzten mit gezückten Schwertern ins Zimmer und verharrten mit verwirrten Mienen.

»Lebt er noch?«, fragte ein Mann, dessen Mund im schwarzen Bart völlig verschwand.

Der Barde nickte. »Sicher! Steckt die Waffen weg, und es bleibt auch so.«

Die vier sahen einander an. Ein Glatzkopf gab zu bedenken: »Woher sollen wir wissen, dass du uns nicht alle tötetest, sobald wir unbewaffnet sind?«

»Ich gebe euch mein Wort als Ehrenmann.«

Der Glatzkopf grinste. »Na, das ist mal ein Angebot. Ich mach dir auch eins: Leg du die Schwerter weg, und wir lassen dich laufen. Hast unser Wort.«

Derea verzog das Gesicht. »Das lass ich lieber, ich glaube euch nämlich nicht.«

»Dann hältst du uns also nicht für Ehrenmänner?«, fragte der Glatzkopf. Er wandte sich an seine Kameraden. »In dem Fall können wir auf unseren Kommandanten keine Rücksicht nehmen. Unsere Ehre steht auf dem Spiel.«

Grinsend nickten seine Kameraden, fuchtelten mit den Schwertern und verteilten sich.

»Na komm, Kleiner«, verlangte ein Rothaariger. »Lass uns spielen. Zwei Jungfern warten auf uns.«

Der Barde legte Listrus umständlich ab und verlor augenscheinlich fast den Halt, als er sich hochdrückte. Ein Blonder, der ganz rechts stand, kicherte. »Ist er ...«

Er konnte den Satz nicht beenden, denn ein Nachttopf krachte in sein Gesicht. Winselnd ging er zu Boden. Derea sprang schon aufs Bett, spießte die Daunendecke auf und schleuderte sie seinen Feinden entgegen.

Der Glatzkopf kam ihm vom Fußende des Bettes entgegen.

Von der Seite näherte sich der Rothaarige. Derea fuchtelte mit den Schwertern über seinem Kopf herum, und der Baldachin aus schwerem, rotem Stoff hüllte den Glatzkopf ein wie eine Statue vor der Einweihung. Derea trat kräftig zu, und die »Statue« kippte schreiend vom Bett. Er setzte nach, als der andere Krieger hinter ihm aufs Bett sprang.

Der Barde hörte es unter sich knacken und stieß sein Schwert nach unten. Das Geschrei verstummte. Ein Dolch pffiff an ihm vorbei und bohrte sich neben ihm in die Wand, während er einen Schwerthieb vom Bett aus parierte. Zwei Sätze nach hinten brachten ihn außer Reichweite.

Mit blutigem Gesicht rappelte sich das Opfer des Nachtopfs auf. Offenbar war der Mann noch benebelt, denn er suchte ausgerechnet am Schwertarm des Rothaarigen Halt. Der schüttelte ihn ab und gab kurz seine Deckung preis. Das genügte dem Barden. Wie einen Dolch warf er sein Schwert. Verblüfft starrte der Krieger auf die Klinge in seiner Brust. Derea riss sie heraus, trat dem knienden Blonden ins blutige Gesicht und wirbelte herum.

Der Schwarzbärtige stand ihm gegenüber. Jedes Grinsen war verschwunden. »Du siehst nicht nur aus wie ein Mädchen, du kämpfst auch wie eins. Kämpf wie ein Mann!«

»Willst du es wirklich durchziehen?«, keuchte Derea, ließ seine Kurzschwerter dabei aber gekonnt in den Händen herumwirbeln. »Leg die Waffen nieder, Kamerad!«

»Ich bin nicht dein Kamerad.« Der Bärtige zog einen Dolch und stieß mit dem Schwert zu. Derea parierte und griff gleichzeitig mit der zweiten Waffe an. Die fing der Dolch ab. Die Gegner ließen einander nicht aus den Augen. Angriff folgte auf Parade, Parade auf Angriff. Der Krieger ging kraftvoll, aber nie ungestüm vor. Derea trieb ihn auf einen umgekippten Wäscheständer zu. Ein Stolpern konnte den Kampf schnell

beenden. Er drang vor und sah, wie der Blick des Kriegers kurz über seine Schulter zuckte.

Derea stieß sein rechtes Schwert blind nach hinten und traf auf Fleisch. Während Gebrüll erscholl, versuchte er bereits, mit links einen Schlag des Schwarzbärtigen zu parieren. Dessen Schwert glitt an seiner Waffe ab und bohrte sich kurz über dem Gürtel in seine Seite. Schmerz ließ ihn aufstöhnen. Sein Gegner stieß tiefer zu, grinste über das Stöhnen seines Opfers und starb mit diesem Grinsen, als das zweite Schwert ihm durch die Kehle fuhr. Er sackte zusammen und riss im Sterben seine Klinge wieder aus der Wunde.

Keuchend drehte sich Derea zu dem Blondem um. Er wand sich in einer Lache aus Blut und Daunen, versuchte aber immer noch, seine Eingeweide im Bauch zu halten. Kein Heiler hätte ihn mehr retten können. Derea erlöste ihn von seinem Leiden.

Kaum hatte er sich davon überzeugt, dass alle Hauptleute tot waren, glitten ihm die Schwerter aus den kraftlosen Fingern. Notdürftig verband er seine Wunde mit Fetzen des Lakens, seine Hände zitterten, die Umgebung verschwamm, und Schwäche kroch von den Beinen an aufwärts. Das Bett lockte, verhiess neben Schlaf aber auch Tod. Er klammerte sich an einen Bettpfosten und atmete langsam tief durch. Viel Zeit blieb ihm nicht. Bestickte Zierkissen drängten sich in sein Blickfeld ... einladend und bequem. Er atmete dagegen an: Tief einatmen, langsam ausatmen. Endlich verfestigte sich seine Umwelt wieder. Ächzend und leise fluchend stopfte er seinen Kittel in den Gürtel, um den schon durchgebluteten Verband zu verdecken. Dann riss er weitere Streifen vom Laken, legte dem immer noch bewusstlosen Hordenhauptmann Fesseln an, atmete ein letztes Mal tief durch und schlug ihm hart ins Gesicht.

Listrus schlug die Augen auf. Sein Blick wanderte ungläubig

durch das verwüstete Zimmer. »Ihr seid doch kein Spielmann«, krächzte er. »Wer seid Ihr?«

Dereas Brauen hoben sich. »Erkennt Ihr denn meine Waffen wirklich nicht, Rai Listrus?«

Der sah auf die mit alten Schriftzeichen reich verzierten, kurzen Klingen, die jetzt an Dereas Seiten hingen.

»Die Zwillingsschwerter.« Er warf einen Blick auf die Toten und starrte dann seinen Bezwinger fassungslos an. »Ihr seid Derea Far'Lass, Sohn Königin Morwenas und Heerführer der Flammenreiter? Das glaube ich nicht.« Seine Stimme war nur ein Krächzen.

»Glaubt es besser. Und soll ich Euch noch etwas sagen, was Ihr auch glauben solltet? Meine Reiter haben den Hof umstellt. Ihr habt keine Möglichkeit zu entkommen.«

Er machte eine Pause und fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. Dann knurrte er: »Ich sage dir etwas, du widerlicher Bastard, und hör gut zu, denn ich sage es nur einmal. Du kannst deine jämmerliche Haut und die deiner Männer retten, wenn du tust, was ich sage, oder ihr sterbt alle, noch ehe die Sonne sich zur Ruhe legt.«

»Greift an, und meine Männer stecken das Gebetshaus in Brand«, knurrte Listrus. »Männer, Frauen, Kinder, sogar Säuglinge sind dort.«

»Und wenn schon. Nicht mein Reich, nicht unter meinem Schutz. Mir fehlte ein Geburtstagsgeschenk für die Königin. Da fand mein Späher euch. Welch glückliche Fügung, meint Ihr nicht auch? Die Höflinge kümmern mich nicht. Ich kämpfe gegen die Horden, ich bin kein Retter von Witwen und Waisen.«

»Warum habt Ihr den Hof dann nicht einfach gestürmt?«

Das hätte ich gern getan, du blöder Hund, ging es ihm durch den Kopf, aber er erwiderte gelassen: »Was glaubt Ihr, wie das

ausgegangen wäre? Tote Hordenkrieger hätte ich schon am Blauen Fluss reichlich einsammeln können, aber Leichen geben ein geschmackloses Geschenk für eine Dame ab. Listrus, meine Reiter warten nicht ewig. Entscheidet Euch!«

»Was müssten wir tun?«

»Meine Leute sind gereizt und in seltsamer Stimmung, weil sie Kameraden verloren haben und nun auf dem Weg zu einem feuchtföhlichen Fest sind. Kennt Ihr diese gefährliche Stimmungslage? Der kleinste Anlass zum Argwohn könnte tödlich enden, denn ihnen ist es gleichgültig, wenn ich ohne Geschenk dastehe. Die Krieger sollen gut sichtbar ihre Waffen ablegen und mit den Menschen im Gebetshaus die Plätze tauschen.«

Königin Morwenas Flammenreiter waren neben Fürst Darius' Adlern die gefürchtetsten Gegner der Horden. Wenn ihr Kommandant hier war, warteten wahrscheinlich draußen zwei-, eher noch dreihundert Reiter. Es gab keine Möglichkeit mehr zu siegen oder auch nur zu entkommen. Das Schicksal seiner Männer war Listrus gleichgültig, sein eigenes nicht. Lehnte er ab, würde das schöne Gesicht über ihm das Letzte sein, das er auf Erden sah. »Ihr werdet auch mich nicht töten? Ich habe Euer Wort darauf?«

»Habt Ihr.« Derea war stolz, es ohne hörbare Gemütsregung gesagt zu haben, denn jedes Mal, wenn er Listrus ansah, spürte er dessen feuchtwarme Hände und sah dessen glasigen Blick.

* * *

Die Bewohner des Hauses kauerten in der Ecke und sahen ihnen entgegen. »Bei Haidar«, stieß der Hausherr hervor, sprang auf und starrte den jungen Mann an. »Was hat das zu bedeuten? Das muss ein Traum sein. Wo sind die Hauptleute? Ihr seid doch kein Barde. Wer seid Ihr?«

»Derea Far'Lass, Kommandant der Flammenreiter. Geht aus dem Weg!«

Er war die ungläubigen Gesichter der Menschen, die nur von ihm gehört hatten, gewöhnt. Inzwischen war es ihm gleichgültig, dass er jünger wirkte, als er war und nach den Worten seines Adjutanten Remo aussah wie ein Tanzmädchen. Dass man ihn deswegen unterschätzte, hatte ihm unzählige Male und wohl auch heute das Leben gerettet.

Er schob Listrus zur Tür. »Gebt Eure Anweisung und vergesst nicht: Ein Fehler, und Ihr sterbt.«

Hinter sich hörte er die Höfler lachen, weinen, einander trösten.

Auch die Krieger der Horden verspürten keinen Drang, sich mit den Flammenreitern anzulegen, zumindest nicht, wenn sie sich hoffnungslos in der Unterzahl wähnten. Der Jubel des aus dem Gebetshaus befreiten Gesindes kannte keine Grenzen, als sie einander in die Arme fielen. In dem Lärm ging sogar das Gebrüll der Säuglinge unter.

Steine und Unrat prasselten wie Flüche und Spott auf die Hordenreiter nieder, als diese die Waffen niederlegten und ins Gebetshaus schlichen. Jede Fröhlichkeit war verschwunden. Betrunkene Kameraden, die nicht mehr wussten, wo sie waren, schleiften sie unwillig mit, und an den gesenkten Häuption derer, die noch aufrecht gehen konnten, konnte man erkennen, dass viele am Erbarmen ihrer ehemaligen Opfer zweifelten. Kaum war der Letzte verschwunden, als die Tür verrammelt wurde. Johlend tränkten die vor diesem Schicksal gerade Geretteten die Holzwände mit Öl.

Derea atmete erleichtert auf, schickte Listrus mit dem Schwertknauf erneut ins Reich der Träume und unterbrach den Hausherrn, der zu einer Dankesrede ansetzte. »Ja, ja. Bringt jetzt lieber Eure Leute zur Besinnung! Es wird hier kein Feuer geben.«

Der Hausherr musterte ihn mit zusammengekniffenen Augen. »Warum nicht? Jeder tote Hordenreiter bringt uns dem Ende des Krieges näher.«

»Sie sollen brennen«, schrie sein Sohn. »Diese feigen Mörder müssen brennen.«

Dereas Augen ruhten weiter auf dem Hausherrn, verengten sich allerdings. »Ich bin es nicht gewohnt, Befehle zu wiederholen. Macht Euren Leuten klar, dass jeder des Todes ist, der es wagt, sich an unseren Gefangenen zu vergreifen. Wir sind Krieger, keine Schlächter.«

»Ihr seid doch nicht mein Vorgesetzter«, widersprach der Hausherr. »Ihr ahnt nicht, was wir erdulden mussten. Männer wurden getötet, ich wurde verletzt. Dies ist mein Hof und ...«

»Geh, Karol!«, unterbrach die Hausherrin fast hysterisch und schob ihn Richtung Tür. »Der Herr Kommandant hat uns allen das Leben gerettet. Tu, was er verlangt!« Ihr Mann sah drein, als verstünde er die Welt nicht mehr, ging aber grummelnd nach draußen, während seine Gattin erst einmal ihre Kinder in die Arme schloss.

Derea überzeugte sich, dass die Höfler sich wenn auch unwillig vom Gebetshaus zurückzogen, und setzte sich endlich. »Leg ihm Fußfesseln an!«, wies er den Sohn des Hauses an und zeigte auf Listrus.

Der junge Mann ging mit großer Begeisterung ans Werk, löste den Gürtel des Gefangenen und wickelte ihn um dessen Knöchel und zurrte ihn fester und fester. Nach getaner Arbeit trat er ihm noch schnell ein paar Mal kräftig in die Rippen.

Derea verzog angewidert das Gesicht. »Heulen abgehakt? Fühlst du dich wieder stark?«

»Er hat es nicht anders verdient«, verteidigte sich der Junge. »Wir waren wehrlos, und er hat uns gequält.«

»Dann denk mal drüber nach, was dich gerade von ihm

unterscheidet«, empfahl Derea. Er schob einen Teller mit abgenagten Knochen zur Seite, legte die Schwerter griffbereit vor sich und hoffte, dies allein würde den aufbegehrenden Hausherrn genügend einschüchtern.

Die Hausherrin brachte ihm einen Krug mit Gewürzwein. Er nickte dankend und nahm einen tiefen Schluck. Ihr Sohn hatte sich auch wieder gesetzt und starrte erst Derea missmutig und dann die berühmten Klingen ehrfürchtig an.

»Darf ich sie einmal nehmen?«, fragte er und streckte die Hände aus.

»Nein!«

»Warum nicht? Ich werde sie schon nicht beschädigen.«

»Weil die Schriftzeichen auf den Klingen besagen, dass nur ehrenhafte Kämpfer sie führen dürfen. Du bist weder das eine noch das andere.«

Der Junge warf ihm einen beleidigten Blick zu, der sich schnell in ein verächtliches Grinsen verwandelte. Derea wusste, woran sich der Bauernlummel gerade mit Schadenfreude erinnerte, war aber viel zu müde, um sich mit einem verzogenen Kind auseinanderzusetzen.

Die Töchter des Hauses tuschelten und warfen ihm glühende Blicke zu, bis ihre Mutter sie in die Küche scheuchte. »Ihr müsst ihnen ihr Verhalten nachsehen«, bat sie. »Ich bin selbst kaum in der Lage, einen vernünftigen Gedanken zu fassen, und sie sind jung, mussten so viel erdulden und geraten daher bei einem Retter wie Euch natürlich sofort ins Schwärmen.«

»Anscheinend nicht nur die Mädels«, fügte ihr Sohn an und gluckste.

Dereas linke Hand schoss über den Tisch und packte den Kragen des jungen Mannes. »Noch so eine dumme Bemerkung oder ein Grinsen und du wirst in nächster Zeit weder schmerzfrei stehen noch sitzen können.«

So viel Kraft hatte der Junge, der jetzt bäuchlings auf dem Tisch lag, seinem Gegenüber nicht zugetraut. Schließlich brachte er mehr Gewicht auf die Waage als der schmale Heerführer.

»Entschuldigt!«, stammelte er mit aufgerissenen Augen.

Derea stieß ihn von sich und mahlte mit den Zähnen. Die Hausherrin verpasste ihrem Sprössling eine saftige Ohrfeige.

Der Hausherr kam jetzt auch zurück und setzte sich. Verärgert klagte er über den Tod von sieben Männern, deren Arbeitskraft ihm bei der Ernte fehlen würde. Dereas trockene Frage, ob er sich nicht glücklich schätze, noch eine Ernte einfahren zu können, ließ den Bauern erröten und erneut Dankesworte stammeln, bis Derea abwinkte und sich dem Wein zuwandte.

Auch der Vater betrachtete nun die legendären Schwerter »Sturmwind« und »Donnerhall« ausgiebig. Einer uralten Erzählung nach hatten Bala, der Gott des Windes, und Doran, der Gott des Donners, sie schmieden lassen, um in einem Kampf mit gleichen Waffen herauszufinden, wer von ihnen der bessere Kämpfer war. Beide waren schwer verletzt worden, und ihr göttliches Blut hatte die Klingen so gehärtet, dass man sie nie wieder schärfen musste. Die Mutter der streitbaren Götterzwillinge hatte ihre verwundeten Söhne gefunden und die Klingen zornig aus dem Himmel geschleudert. Unehrenhafte, eigennützige Kämpfer sollten mit diesen Klingen keine Siege mehr erringen können. Die Geschichte musste wahr sein, denn die kurzen, spiegelblanken Schwerter waren so fein geschliffen und wunderschön verziert, dass sie nicht von Menschenhand gefertigt sein konnten. Wie zufällig ruhte Dereas Hand neben einem Griff.

Das brachte den Hausherrn zurück in die Wirklichkeit. »Das Rind, das die Horden vorbereitet haben, wartet jetzt auf Eure Männer. Wann werden sie hier sein?«, fragte er.

»Jeden Augenblick.« Derea hoffte es zumindest, denn das

Gesicht vor ihm schien zu zerfließen und sein Stuhl zu schwan-
ken. Er kämpfte gegen die Ohnmacht an, indem er seinen rech-
ten Ellbogen immer wieder auf die Wunde drückte, damit auf-
flammender Schmerz ihn wachhielt. Er traute diesen Leuten
nicht, die ohne eigenes Zutun von Opfern zu Siegern geworden
waren. Um sich sorgte er sich nicht, um die Hordenkrieger
dafür umso mehr. Anstand und Menschlichkeit schien der
lange Krieg neben all seinen Opfern auch längst verschlungen
zu haben.

Endlich kamen zwei der berühmten Flammenreiter, gut zu
erkennen an ihren feuerroten Kitteln. Remo, ein stoppelhaariger
Hüne, riss fast die Tür aus den Angeln, als er dicht gefolgt
vom hageren Lucio, Dereas zweitem Adjutanten, in die Halle
stürmte und brüllte: »Kommandant?« Sein Brüllen ließ alle
zusammenfahren.

»Dem Himmel sei Dank!«, fügte er an, als er Derea sah. Sein
Blick galt nur kurz und verächtlich Listrus, der mittlerweile
wieder erwacht war, und wanderte über seinen bleichen Kom-
mandanten, über den Kratzer, der im Ausschnitt verschwand,
und blieb schließlich an einem dunklen Fleck an der rechten
Seite hängen.

»Lief nicht ganz so wie geplant?« Bei diesen Worten wandte
er sich an die Hausfrau. »Wir brauchen Wasser, sauberes Lei-
nen, Nadel und Faden ... und Branntwein.«

Sie wirkte überrascht, eilte aber sofort hinaus, um die ge-
wünschten Dinge zu beschaffen.

Derea legte die Hand auf Remos Arm. »Listrus hat mein
Wort, dass er und seine Reiter Gefangene sind.«

»Wachen sind bereits postiert.«

Der Hausherr, der mit seinem Sohn einen Blick auf die ruhm-
reiche Truppe hatte werfen wollen, kam von der Tür zurück und
fragte verwirrt: »Wo sind denn die übrigen Flammenreiter?«

Remo grinste, dass es weiß im braunen Bart blitzte. »Euch ist aufgefallen, dass wir nicht vollzählig sind? Eigentlich waren wir tatsächlich sieben, aber Jonas ist zurück zur Truppe geritten, um sie herzuholen. Wir wollten zum Geburtstag der Königin pünktlich kommen, waren daher schneller unterwegs, und der Kommandant musste wegen unserer Unterzahl zu einer kleinen List greifen.«

Die fassungslosen Mienen der Hausbewohner und Listrus' wutentbranntes Schnauben führten zu einem Heiterkeitsausbruch bei den drei Flammenreitern. Derea presste allerdings nach kurzem Lachen mit schmerzverzerrtem Gesicht die Hände in die Seite.

»Das hast du von deiner ewigen Gefühlsduselei. Ich hör noch deine Worte«, fluchte Remo und äffte die Stimme Deras nach: »Wir müssen die Höfler retten. Das wird nicht schwierig, denn Rai Listrus ist genauso abartig wie einschätzbar. Ich kann euch sagen, wie es laufen wird. Ich benötige nur Lucios Laute und Mattis Mantel, den die Diebesgilde so einfallsreich genäht hat. In trauter Zweisamkeit zeig ich ihm dann meine Schwerter. Es wird ein Spaziergang, zumindest, wenn ich ihm nichts vorspielen muss.« Seine Stimme wurde wieder zornig. »Erzähl du mir noch mal was von Menschenkenntnis. Ich töte sie alle. Verdammtes Hordenpack! Sieh mich nicht so grimmig an. Es wird ja geschehen, wie du es wünschst, aber ich darf doch noch träumen.«

Lucio, dessen weißer Zopf ihn als den Ältesten der kleinen Truppe auswies, schob den massigen Kameraden beiseite und zog seinen Heerführer auf die Füße. »Ich habe nicht nur für dich gebetet, ich habe den Göttern mit der Zerstörung ihrer Altäre gedroht, sollten sie nicht über dich wachen. Die haben jetzt was gut bei mir.«

Derea packte ihn am Kragen. »Du musst mir jetzt helfen.

Lass bloß Remo nicht ... an mich ran. Der näht mich ...
glatt ... am Bett fest. Bitte, Lucio!«

»Schon gut! Ich werde dich versorgen. Ich pass auf dich auf
und werde Remo notfalls umhauen. Wenn ich's von hinten
mache, wird's schon klappen.«

Während Remo grummelte, lächelte Derea und sackte in
den Armen Lucios zusammen.

Zur selben Zeit tief im Süden

Lautlos schnitt das Boot durch die Wellen des Argonsees. Schwere,
feuchter Nebel umgab Cornelius und seine Begleiter. In seinen
annähernd fünfzig Sommern hatte der Hauptmann schon
viel Nebel erlebt, aber nie zuvor hatte er Angst vor ihm gehabt.

Er konnte nicht mal mehr die Gestalt seines Fährtenlesers
Hermes erkennen, der drei Handspannen vor ihm saß. Er klammerte
sich an den Bootsrand, denn das Wissen, dass der See, der aus dem
Südmeer gespeist wurde, genauso tief war wie dieses, ließ ihn jede
Schwankung des Bootes als Drohung empfinden. Entweder er klammerte
sich gleich an Hermes, der bei den Flussleuten aufgewachsen war und
schwimmen konnte wie ein Fisch, oder er klammerte sich weiter an den
hölzernen Halt und an seine Wut. Cornelius entschied sich für Letzteres.
Schwer fiel ihm das allerdings nicht, denn sie hatten länger als einen
halben Tag am Ufer des Sees warten müssen. Der Rat der Sieben unter
Vorsitz Fürst Darius' hatte ihn verabschiedet und von der großen
Bedeutung seines Auftrags gesprochen, und die Nebelfrauen hatten
ihn, den Gesandten der Union der Freien Reiche, wie einen Hausierer
warten lassen. Als er kurz davor gewesen war umzukehren, in der
Annahme, die Magierinnen hätten es sich anders überlegt, hatte sich
der Nebel geteilt und eine weiße

Barke, die weder Segel noch Ruder benötigte, war erschienen. Hoch aufgerichtet hatte die Bootsherrin in fließendem, weißem Gewand im Boot gestanden. Ohne ein Wort der Begrüßung oder gar der Entschuldigung hatte sie auf ein Tau gezeigt. Cornelius' Männer hatten damit das kleine Boot an der Barke befestigt. Die Grußworte des Hauptmanns, die ihm dickflüssig und bitter wie Fischtran über die Lippen gekommen waren, hatte sie mit einem Nicken zur Kenntnis genommen. Wenig später waren sie in den Nebel eingetaucht, der sich jetzt wieder lichtete.

Ein Raunen ging durch die Reihen seiner Männer, und der Hauptmann stieß einen Pfiff aus. Blumenwiesen und bunte Laubwälder, die Schatten und Stille verhießen, bedeckten die Hügel der Nebelinsel. Am Horizont stürzten Wasserfälle aus einem zerklüfteten Gebirge, und Regenbögen färbten den Wasserdunst. Süßer Duft und Vogelsang erfüllten die Luft. Ein Pfad aus weißen Kieseln schlängelte sich durch die Farbenpracht bis hin zum Wohnsitz Königin Ayalas. Stolz ragten die vier Türme der prächtigen, weißen Burg gen Himmel. In der Sonne glitzerte der Stein wie frisch gefallener Schnee. Dächer, Fensterläden und Zinnen waren reich mit kostbarem Jaspis verziert, der goldgelb funkelte und mit der Sonne um die Wette strahlte. Von dieser Uferseite schimmerte selbst der Argonsee grün, und Nebel war keiner zu sehen.

Cornelius musste sich die Augen reiben. Nie würde er seiner Familie diesen Anblick beschreiben können, nie dieses Gefühl, in einer Zauberwelt zu verweilen. Auch seine Männer standen da wie staunende Kinder.

Königin Ayala, Herrin über diese Pracht, hatte den Rat der Hohepriesterinnen verlassen und schritt über funkelndes Mosaik aus weißem Stein und Jaspis durch die hohe, lichtdurchflutete Säulenhalle, gefolgt von einer jungen Frau, die

über dem weißen Priesterinnengewand die blaue Schürze der Anwärterinnen trug. »Lexa, bitte Prinzessin Caitlin zu mir! Ich werde sie im Sonnenzimmer erwarten.«

»Ich eile, Herrin.« Lexa, die mit der Gabe gesegnet war, Unwetter und Dürren vorauszusagen, stammte aus da'Maranda, einer kleinen Ostprovinz. Nach Camoras Machtübernahme war diese derart verarmt, dass ihre Eltern den Ruf der Nebelfrauen unterstützt hatten.

Lexa hörte noch die Abschiedsworte ihrer Mutter: »Bitte Königin Ayala, sich unseres Leids anzunehmen! Wenn sie käme und sähe, wie groß unser Elend ist, würde sie gewiss helfen. Sie ist mächtig, und mit ihrer Hilfe könnten die Freien Reiche den Sieg über den Schlächter erringen.«

Als schüchterne Zehnjährige hatte Lexa nicht gewagt, der Königin die Botschaft zu überbringen, als nunmehr Neunzehnjährige traute sie sich erst recht nicht mehr. Außerdem wäre es Zeitverschwendung gewesen, denn die Nebelfrauen wussten genau um die Geschehnisse außerhalb der Insel. Schließlich waren ständig Priesterinnen unterwegs, nur selten allerdings, um den Freien Reichen beizustehen. Die Hohepriesterinnen erklärten dies damit, dass es nicht die Aufgabe der Hüter göttlicher Magie sei, in weltliche Kriege einzugreifen. Lexa hatte das eingesehen, bis sie gelesen hatte, dass die Nebelfrauen nicht weit in der Vergangenheit oft über den Ausgang von Kriegen entschieden hatten. Ayala war die erste Königin, die sich ganz aus der Politik zurückgezogen hatte.

Sogar Sasha, deren zweitälteste, begabteste und umgänglichste Tochter, fand das seltsam und zweifelte in kleiner Runde an, dass die Götter wollten, dass die Hüter ihrer Gaben ihre Augen vor dem Leid einfacher Menschen verschließen. Von Sasha wusste sie aber auch, dass es jetzt anders werden würde, denn Fürst Darius hatte um Hilfe für den Kampf gegen den

Tyrannen ersucht, und die Nebelfrauen hatten zugesagt. Sasha war aufgeregt wie nie und betete, dass ihre Mutter sie schicken würde, weil sie es als heilige Pflicht ansah, anderen zu helfen.

Lexa fand, für eine so wichtige Aufgabe käme ohnehin nur die Königin selbst oder Sasha infrage, und war daher verblüfft, jetzt Prinzessin Caitlin holen zu müssen. Ayala hatte fünf Töchter, die so unterschiedlich waren wie ihre Erzeuger, und die siebzehnjährige Caitlin war in ihren Augen mit Abstand die nichtsnutzigste. Unmöglich konnte Ayala ein Fräulein schicken wollen, das, sollte es tatsächlich einmal Augen und Ohren für die Belange anderer öffnen, sich angesichts des Elends lediglich fragen würde, welches ihrer unzähligen Kleider für einen Rundgang durch die Armut passend wäre.

* * *

Ayala zwickte einen wilden Trieb von einem Bäumchen und summt dabei vor sich hin. Pflanzen waren ihre Leidenschaft, das Sonnentzimmer war ihr liebster Raum. Säulen und die gewölbte Decke waren von Ranken bedeckt, und über allem lag ein Duft voller Süße und Frische. Steinbänke, von denen aus man Früchte pflücken konnte, und Sitzgruppen inmitten einer Rosenpracht luden zum Verweilen ein, Sonnenlicht durchflutete den Raum, Bienen summten und Vögel flatterten von draußen hinein und wieder hinaus. Das Sonnentzimmer mit seinen stets offenen Fenstern war mehr Garten als Gemach.

Lexa öffnete die hohe Flügeltür, und Prinzessin Caitlin rauschte in einem Traum aus goldgelber Javaseide herein, der wunderbar mit ihrer roten Haarpracht harmonierte. Nur wenige Kämmen hielten ihre Locken im Zaum. Das enggeschnürte Kleid betonte ihre Wespentaille, ihre edelsteinbestickten Schuhe klackten, und ihre Armreifen klimperten.

»Ihr habt mich rufen lassen, Mutter?«

Ayala warf ihr einen Blick zu, nickte, drehte das Bäumchen aus eigener Zucht und knipste einen weiteren unerwünschten Trieb ab. »Ich weiß, dass du der Welt außerhalb unserer Insel nur wenig Beachtung schenkst, aber du hast sicher trotzdem von der Prophezeiung aus der Zitadelle der Träume gehört. Es ist uns gelungen, sie zu enträtseln.«

Caitlin blieb stehen, zog die Nase kraus und schnupperte. »Irgendein Duft hier ist unangenehm schwer und grenzt an Gestank. Was ist das?«

»Feldlilien. Ich neige mittlerweile auch zur Ansicht, ich hätte sie auf dem Feld lassen sollen, und werde sie wieder entfernen.« Ayala sah auf und wartete, bis Caitlin ihren Kopf nach vorn schob und gespannt dreinsah, bevor sie fortfuhr: »Bei deinen Schwestern könnte ich dieses Wissen voraussetzen, aber Martha berichtete mir, dass du nie am Unterricht über die Geschehnisse unserer Zeit teilnimmst. Also: Im Wolkengebirge gibt es eine geheimnisvolle Höhle. Was in ihr verborgen ist, weiß niemand, da keiner, der ihr Geheimnis zu lüften versuchte, je wiederkehrte. Es muss aber etwas Gewaltiges sein, denn vor Urzeiten wurde diese Höhle mit Bannsprüchen belegt und magisch versiegelt. Steinerne Wächter, die zum Leben erwachen, wenn man sich ihnen nähert, sorgen dafür, dass jeder Zutritt verwehrt bleibt. Würden zunächst Schätze in der Höhle vermutet, muss man nun davon ausgehen, dass etwas Magisches in ihr verschlossen wurde. Denn vor einigen Jahren wurden die Siegel brüchig. Schwarzes Wasser sickert daraus hervor. Um die Siegel zu erneuern, bedarf es dreier Auserwählter. Nur der Erbe des Wissens kann die uralten Bannzeichen entziffern und die Formeln erneut sprechen, nur der Erbe der Macht kann die Siegel wieder magisch verschmelzen, und der Erbe der Kraft muss zuvor mit dem Schwert der Alten Könige die Stein-

wächter bezwingen. Wir haben vor einigen Tagen ein Ersuchen des Fürsten Darius erhalten, der diese drei Siegelerben zu sich ruft. Meister Fergus, Darius' Seher, ist sich sicher, dass eine Nachfahrin unserer heiligen Myria die Siegelerin der Macht sein muss.«

Sie blickte erneut auf und sah, wie Caitlin ein Gähnen unterdrückte. Mit einem Lächeln fuhr sie fort: »Wir haben uns natürlich auch mit der Prophezeiung beschäftigt und sind zu dem Schluss gekommen, dass der Seher sie richtig gedeutet hat. Nur unsere Ahnfrau kann einst die Siegel angebracht haben, und an uns ist es jetzt, diese Ruhmestat zu wiederholen und die Quelle wieder zum Versiegen zu bringen. Wir sind bereit, Fürst Darius' Bitte zu entsprechen. Für mich wäre die Reise nicht mehr zu bewältigen, und da du die älteste meiner Töchter bist, gebührt die Ehre dir.«

Caitlin runzelte die Stirn und fragte verständnislos: »Ich soll losziehen, um eine Quelle zu verschließen? Warum? Wasser stört doch nicht, selbst wenn es dreckig ist.«

Ayala schüttelte den Kopf. »Das Wasser ist nicht dreckig, sondern schwarz und hat magische Kräfte. Camora verleiht damit seinen Männern Stärke und Ausdauer. Es liegt auf der Hand, dass die Freien Reiche sie aus denselben Gründen gern unter ihrer Herrschaft, zumindest aber verschlossen wüssten. Wie gesagt kann dies nach der Prophezeiung nur den Siegelerben gelingen. Meine Tochter, sei stolz, denn du bist auserkoren, das Gleichgewicht der Kräfte wiederherzustellen.«

Sie schwieg, um die Worte wirken zu lassen, und musste sich ein Schmunzeln verkneifen, als Caitlin die Augen aufriss und den Mund öffnete, ohne einen Ton herauszubringen. Nur das Zwitschern einer Blaumeise durchbrach die Stille.

»Ich?«, fragte Caitlin schließlich. Dann lächelte sie. »Jetzt hast du mir wirklich einen Schrecken eingejagt. Dabei hast du

längst vor, Sasha zu schicken. Stimmt's? Die wird sich freuen. Hat die letzte Nacht im Stall verbracht, um einer fehlenden Stute beizustehen, und wird begeistert die Gelegenheit ergreifen, etwas wieder ins Gleichgewicht zu bringen. Ihre Güte kennt keine Grenzen. Ich werde mich nicht übergangen fühlen, denn mir ist gar nicht danach, jemandem zu helfen, den ich nicht einmal kenne, und ich bin auch beschäftigt. Ich habe gerade einen Erfolg beim Mischen von Farben erzielt. Mein Gelb ...«

»Ich will nicht verhehlen, dass ich zunächst an Sasha dachte. Die Hohepriesterinnen und ich haben lange beratschlagt und dann entschieden, dass bei einer Prophezeiung, die durchaus göttlichen Ursprungs sein könnte, alle Formen gewahrt werden müssen. Natürlich wäre ich gegangen, wenn ich mich dazu imstande gesehen hätte.«

Sie ignorierte das sichtbare Erstaunen ihrer Tochter und fuhr fort: »Dem ist aber nicht so, selbst wenn es dir entgangen ist, da ich nicht dazu neige, über Gebrechen des Alters zu klagen. Du bist durch das Recht der ersten Geburt meine Vertreterin. Selbst wenn Sasha auf Knien darum bäte, sie zu schicken, dürfte ich ihr nicht nachgeben.«

In Caitlin überschlugen sich die Gedanken: Ihrer Mutter war es ernst, und Ratsbeschlüsse waren unumstößlich. Die Höhle lag im Osten. Sie hatte gehört, der wäre kalt und öde. Dort hatte sie nichts verloren. Hatte ihre Mutter nicht gesagt, die Quelle sei bewacht? Wie sollten sie dann hinkommen? Aber es ging angeblich um die Rettung ganzer Reiche. Sicher würde man ein Heer schicken, um die auserwählten Erben zu geleiten und zu bedienen. An längere Kutschfahrten mochte sie aber auch nicht denken, und sie würde bestimmt vergessen haben, wie sie diesen Gelbton gemischt hatte, wenn sie wieder hier war. Für sie hatte schließlich auch noch nie jemand etwas getan,

außer Dienerinnen, Lakaien und Anwärterinnen, die schließlich nur dazu da waren. Warum sollte sie jetzt Zeit und Mühen für andere verschwenden? Aber es war nicht mehr zu ändern. Oder vielleicht doch? Sasha galt allgemein als Ayalas Nachfolgerin. Selbst die Königin nahm ihre zweitälteste Tochter zu offiziellen Anlässen mit, um sie den Fürsten vorzustellen. Vielleicht suchte Ayala nur nach einer Ausrede, um Sasha schicken zu können.

»Sasha ist viel fähiger als ich und würde bestimmt gern gehen. Wenn ich plötzlich böses Bauchgrimmen bekäme oder ...«, begann sie mit einem verschmitzten Zwinkern, verschluckte aber den Rest ihres Satzes unter dem Adlerblick ihrer Mutter.

»Machst du dich gerade über göttliche Prophezeiungen lustig oder über den Beschluss von Hohepriesterinnen?«

Jedes Lächeln war verschwunden. Caitlin war sicher, dass es deutlich kälter geworden war, denn es fröstelte sie plötzlich. Selbst Vögel und Bienen waren nicht mehr zu hören.

»Verzeiht! Ich werde gehen, wohin Ihr mich schickt.«

Die Königin stand kerzengerade inmitten mannshoher Farne, deren Grün das Rot ihrer kunstvoll hochgesteckten Haare leuchten ließ, hielt immer noch ihre Zange in der von Erde schwarzen Hand und zeigte keinerlei Regung, bis Caitlin den Kopf senkte, knickste und ihre Bitte um Vergebung demütig wiederholte.

»Dir sei verziehen. Ich schreibe dein Verhalten der Überraschung zu. Sag, Kind, über welche Fähigkeiten verfügst du?«

»Über viele. Du wirst staunen. Ich singe, musiziere und tanze gut. Ich beherrsche neben dem Lauten- auch das Harfenspiel.« Sie zwinkerte ihrer Mutter zu und fuhr fort: »Suri sagte, selbst du hättest auf der Harfe nur Geschramme erzeugt.«

Ayala nickte ungerührt, und Caitlin zählte weiter auf: »Ich

sticke vorzüglich. Den neuen Gebetsteppich, den du so schön findest, habe ich entworfen, er entstand unter meiner Anleitung. Auch meine Schuhe habe ich selbst entworfen.«

Sie lupfte den Rock und streckte einen Fuß aus. »Hübsch, nicht? ... Obwohl ... die roten Edelsteine sollte ich entfernen lassen. Grüne und gelbe reichen. Was meinst du?«

»Etwas weniger bunt wäre eleganter. Aber wir waren bei deinen Fähigkeiten.«

Caitlin musterte den Schuh, nickte versonnen und drehte den Fuß. »Du hast recht. Etwas plump. Das passt zu meinen Malkünsten. Mir gelingen einfach die Schattierungen nicht. Alle Priesterinnen lobten mein letztes Bild, aber die Sonne sah aus, als hinge Eidotter am Himmel. Ich habe meine Mischtechnik verfeinert und bin kurz vor einem Durchbruch. Ich ...«

Ayala unterbrach sie: »Ich weiß um deine künstlerische Ader, wüsste aber gern, was ich dir vererbt habe. Wie steht es um deine magischen Fähigkeiten?«

Caitlin wippte auf den Füßen. »Martha hält viel von meiner Begabung, nur ist meine Ausbildung nicht sehr fortgeschritten, weil sie mich langw ... also ... Natürlich ist Magie schon sehr ... sehr ... Ich bin nur so beschäftigt. Aber ich nehme seit Kurzem fast regelmäßig ... also, häufiger als früher am Unterricht teil und beherrsche schon einen kleinen ... sehr kleinen Feuerzauber.«

Ayalas Mundwinkel zuckten. »Beeindruckend! Beherrschst du noch nicht einmal Heilzauber?«

Caitlin verzog angewidert das Gesicht. »Bäh! ... Die sind mir am grässlichsten. Ich spüre nicht gern Schmerzen, auch keine fremden, und beim Anblick von Verletzungen muss ich mich immer übergeben.«

»Du scheinst ja bestens gerüstet für ein Abenteuer«, erklärte Ayala und gluckste.

Allein das Wort Abenteuer schmerzte in Caitlins Ohren. Wenn sie den Erzählungen der älteren Priesterinnen glauben durfte, war ihr Vater Maler gewesen, der die Königin hatte porträtieren sollen und sich dabei in die Schönheit der Nebelfrau verliebt hatte. Sie hatte ihn nach Vollendung des Bildes von der Insel gejagt, aber Caitlin, die das Aussehen Ayalas geerbt hatte, besaß augenscheinlich mehr Wesenszüge ihres Vaters und war stolz darauf, ein Schöngeist zu sein. Sie liebte es, von schönen Dingen umgeben zu sein. Ausgerechnet sie sollte jetzt ein Abenteuer bestreiten? Sie schaute auf Ayala, die wieder einen Trieb entfernte, der ihren Wünschen zuwider an unpassender Stelle entsprossen war, und wisperte: »Natürlich bin ich nicht gerüstet für ein Abenteuer. Ich wollte nie eines erleben und bin auch nicht davon ausgegangen, unsere Insel einmal verlassen zu müssen. Wer sind denn diese anderen Erben?«

Die Königin musterte ihr Werk noch einmal von allen Seiten, nickte zufrieden, legte die Zange weg und schenkte ihrer Tochter Aufmerksamkeit und ein Lächeln. »Ein Gelehrter, der Weise der Berge, ein Nachfahre der großen Dala, verkörpert das Wissen, und ein Nachfahre der Alten Könige, also ein da'Kandar-Prinz, wäre der Erbe der Kraft. Wie du hoffentlich weißt, hat der allseits geschätzte Großkönig Camora seine Stellung nur, weil er vor fünfzehn Jahren die da'Kandar-Familie ermorden ließ und sich selbst zum neuen Herrscher ausrief. Deshalb habe ich gezögert, Fürst Darius' Bitte zu entsprechen und dich zu ihm zu senden. Ohne den Siegelerben der Kraft kann die Prophezeiung nicht erfüllt werden. Doch Darius ist der Meinung, es bestünde noch Hoffnung und eine Vorbereitung der beiden anderen Siegelerben wäre von Vorteil. Damit zumindest könnte er recht haben.«

Caitlin schöpfte wieder Hoffnung. »Wenn auch du meinst, ich sei unfähig, diese Prophezeiung zu erfüllen ...«

Aber Ayala schüttelte bereits den Kopf. »Du irrst! Als meine Tochter kannst du gar nicht unfähig sein. Du bist nur ein wenig ... unbedarft. Du wirst an deiner Aufgabe reifen. Hohe Ziele verlangen oft Opfer ... von uns allen. Allerdings wird sich dein Opfer vermutlich darauf beschränken, eine Zeit lang in Latohor zu leben. So bedauerlich es ist, die Aussicht auf ein Zusammentreffen aller Siegelerben ist denkbar gering. Doch wir werden für die Erfüllung der Prophezeiung tun, was wir können und müssen. Du bist eine Nachfahrin der großen Myria und wirst sie und uns würdig vertreten.«

»Ja, Mutter!« Eine andere Antwort hätte Caitlin nie gewagt, und Ayala überhörte den leiernden Tonfall und nickte.

»Dich erwartet bereits irgendein Hauptmann. Du musst nicht einmal packen. Dieser Mann führt angeblich alles mit sich, was du brauchst.« Hell lachte sie auf. »Sollte es tatsächlich so sein, darfst du ihm meine Glückwünsche aussprechen, denn dann wäre er der erste Mann, der auch nur ansatzweise ahnt, was eine Frau benötigt.«

Sie wollte sich abwenden, als ihr noch etwas einfiel. »Ach, Caitlin, sollte dein Traum doch einmal eine Änderung erfahren, teile sie mir mit! Die Traumdeuterinnen halten ihn für wichtig.« Bei den letzten Worten ergriff sie schon die nächste Pflanze.

Caitlin starrte eine Weile vor sich hin und spielte mit ihrem Geschmeide aus glitzerndem Jaspis. »Glaubst du, der da'Kandar-Prinz, wenn es ihn denn doch geben sollte, ist schön und mutig?«

Ayala sah nicht einmal auf. »Dass Männer schön sein können, halte ich für ein Gerücht, und Mut zeichnet in der Regel die größten Trottel aus. Ein Mann, der ansatzweise über Verstand verfügt, nicht stinkt wie ein Ziegenbock und nicht dauernd bewundert werden will, weil er von Natur aus größere

Steine schleppen kann als wir, wäre schon eine seltene Bereicherung dieser Gattung.«

»Sind alle Männer so wie unsere Diener oder die, die hin und wieder hierherkommen, um ...«

»Die Männer, die du kennst, sind die besten ihres Geschlechts. Aber es ist nicht an uns, die Schöpfung zu hinterfragen. Die Götter werden sich selbst bei Fruchtliegen und Quallen etwas gedacht haben.«

Beide lachten, und Caitlin dachte bereits daran, dass es in Latohor die besten Färber gab.

* * *

Die Karawane hatte den See hinter sich gelassen. Ringsum umgaben sie Sanddünen. Wolken schmolzen dahin, wenn sie der Sonne zu nahe kamen, und die Luft flirrte, gaukelte ein ums andere Mal glitzernde Wasserflächen vor. Cornelius wischte sich Schweiß aus dem Gesicht, ehe er durchatmete, vom Pferd stieg und erneut zur Kutsche stapfte. Die erzwungenen Pausen häuften sich. Das erste Mal hatte die Prinzessin dunklere Tücher in den Fenstern gewünscht, um die Sonne auszusperren, dann frisches Wasser, dann Obst und das letzte Mal weichere Kissen.

Der Kutscher zuckte die Achseln. Schließlich hatte man ihm aufgetragen, bei jedem Klopfen der Gäste zu halten. Cornelius gönnte ihm kaum einen Blick, denn schon flog der Schlag auf, und Prinzessin Caitlin lugte heraus und stellte ihre neue Forderung: »Ich verlange eine Rast. Es ist unerträglich heiß, und ich benötige Schatten und vor allem eine Erfrischung. Das Wasser im Beutel ist warm und ungenießbar.« Leichtfüßig sprang sie aus dem Wagen und sah sich um.

Cornelius hatte dieses Priesterinnenpack jetzt schon satt,

unterdrückte aber eine schroffe Erwiderung, knirschte mit den Zähnen und machte eine ausladende Geste. »Wie Ihr seht, kann ich Euch im Augenblick keinen Eurer Wünsche erfüllen. Wenn Ihr Euch wieder in die Kutsche begeben würdet, könnten wir die Wüstenstadt Tegrís und unseren Gasthof in Kürze erreichen.«

Caitlin war nicht beeindruckt. »Dummkopf! Ich weiß, wo wir sind, und verlange nicht, dass Ihr Bäume wachsen lasst oder nach Wasser grabt. Ihr könntet ein Zelt aufbauen und mir Wein bringen. Das sollte selbst Eure Fähigkeiten nicht übersteigen«, erwiderte sie spitz.

»Ein Zelt? Doch nicht so kurz vor der Herberge«, empörte sich der Hauptmann. »Ich bitte Euch: Nehmt Vernunft an!«

Ihre Augen blitzten. Sie hätte gern mit dem Fuß aufgestampft, sah aber davon ab, weil der Wüstensand ihr dabei sicher in die flachen Schuhe gedrungen wäre und sie geplatzt hätte. »Ihr wollt mich also weiter in diesem Karren durch die Wüste rumpeln lassen? Ich hatte geglaubt, Euch wäre daran gelegen, dass ich Latohor lebend erreiche. Ich spüre jeden einzelnen Knochen, und dieses farb- und formlose Ding, das Ihr aus mir rätselhaften Gründen Kleid nennt, klebt seit geraumer Zeit an meiner Haut. Ich werde es abschälen müssen, um es je wieder loszuwerden.«

Ruth, die alte Kammerfrau, legte jetzt dankenswerterweise ihrem Schützling die Hand auf die Schulter. »Caitlin, auch in einem Zelt wäre es noch viel zu heiß. Freu dich lieber darauf, dass du bald ein Bad und kühlen Wein genießen kannst. Der Hauptmann wird dafür Sorge tragen, dass es dir an nichts fehlt, sobald wir Tegrís erreichen. Ich werde dir die Zeit bis dahin vertreiben und dir eine Geschichte erzählen. Komm aus der Sonne, Herzchen! Deine Haut rötet sich schon. Du weißt, dich erwartet vielleicht ein Prinz. Stell dir vor, du müsstest

ihm mit gebräunter Haut begegnen. Die heilige Myria möge das verhüten.«

»Meine Haut rötet sich?« Wie ein Kind patschte die Prinzessin in ihrem Gesicht herum und kletterte eilends in die Kutsche. »Göttin, welch schreckliche Welt!«

Hermes schüttelte den Kopf. »Wenn das Schicksal der Freien Reiche auch von diesem Fräulein abhängt, können wir unsere Hoffnungen gleich begraben.« Ohne auf Antwort zu warten, gab er seinem Pferd die Hacken und ritt voran.

Cornelius stimmte ihm insgeheim zu, denn die Prinzessin war so verwöhnt, wie sie schön war, und sie war überirdisch schön. Ihr hüftlanges, flammenrotes Haar umrahmte ein herzförmiges Gesicht mit mandelförmigen, veilchenblauen Augen und Wimpern, aus denen man hätte Zöpfe flechten können. Ihre Haut war makellos, ihr kirschroter Mund verführerisch, zumindest, wenn er geschlossen war, ihre Figur zierlich, und ihre Bewegungen waren so geschmeidig wie anmutig. Cornelius hatte völlig hingerissen geglaubt, einen fleischgewordenen Traum vor sich zu sehen – bis zu dem Zeitpunkt, da er sie überreden musste, auf ihren königlichen Tross zu verzichten und sich als Tochter eines Kaufmanns auszugeben.

Die Kleider waren eine Zumutung, die Schuhe entwürdigend, der Umhang aus feiner Wolle war bloß eine Ziegendecke. Es fehlte die Abendgarderobe, und Nachmittagskleider waren auch nicht vorhanden. Sollten die Lumpen, die sie trug, in der Welt außerhalb ihrer Insel allerdings Nachmittagskleider darstellen, dann fehlte die Morgengarderobe.

Er hoffte, dass die magischen Fähigkeiten der Prinzessin genauso ausgeprägt waren wie ihre Überheblichkeit und betete darum, dass die anderen Siegelerben nicht nur fähig waren, sondern auch sehr umgänglich.